Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Geld und Kunst.

Geld und Kunst.

Roman

von

Dor. von Paschkowsky,
Verfasserin der preisgekrönten Novelle „Asperula odorata“, „Cornelia“ u. s. w.

Erster Band.

Jena,
Druck und Verlag von Friedrich Mauke.
1865.

Erstes Buch.

Vater und Sohn.

Erstes Kapitel.

Ein heißer Augusttag lag über der Gegend. In den Fluthen des prächtigen Stroms glitzerte die Sonne fast blendend für's Auge und die rothen und weißen Segel der Schiffe, die dem Hafen zueilten, boten einen freundlichen Anblick dar. Die schwarze Rauchsäule eines großen Dampfers, der eben vorüberzog, stieg kerzengerade in der unbewegten Luft empor. Ein Musiktusch, der vom Bord des Schiffes erklang, drang über's Wasser herüber. —

Am Ufer des herrlichen Flusses, dem die nahegelegene Stadt so viel von ihrer Schönheit und ihrem Reichthum verdankt, lagen in malerischer Anordnung prächtige Landhäuser und Villen, einige halbversteckt zwischen Bäumen und Parkanlagen, andere ihre Thürme und Zinnen stolz emporhebend, als forderten sie die Blicke Aller heraus, sie zu betrachten und zu bewundern. —

In eine dieser Villen wollen wir einen Blick werfen. Sie ist unweit des Ufers, auf einer kleinen Anhöhe erbaut und gehört zu den schönsten, elegantesten und geschmackvollsten, die wir hier erblicken. —

Unter einer zierlichen, luftigen Veranda von durchbrochener Arbeit, einem wahren Kunstwerk von Eisengießerei, sehen wir zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere. —

Die Erste war in tiefe Trauer gekleidet. Unter einer Haube von schwarzem Krepp sehen wir ein Gesicht von regelmäßiger Schönheit, die ihrem etwas zu großen Embonpoint siegreichen Widerstand geleistet hat; — auf wie lange noch? — das ist eine Frage der Zeit, denn die Feinheit dieser Züge hat allerdings bereits gelitten. —

Ein langes, faltiges Kleid von schwarzem Krepp, reich mit schwarzer Perlenstickerei verziert, umgab eine hohe, volle Gestalt. Ihre feinen Hände ruhten in ihrem Schooß, nachlässig und gefaltet, die Aermel waren offen und ließen ein wenig von einem runden Arm sehen, dessen Weiße von einem schwarzen Armband noch gehoben wurde.

Ein kleiner, ovaler Tisch, dessen dunkle Platte einen herrlichen Blumenkranz von eingelegter Arbeit zeigte, stand vor ihr. Ein aufgeschlagenes Buch lag auf demselben. Die Dame hatte es eben

zur Seite gelegt. Aus den gefalteten Händen und dem Ausdruck ihrer Züge glauben wir annehmen zu dürfen, daß es ein Gebetbuch war. Diese Züge trugen einen Ausdruck von Wehmuth und Andacht. Einen leichten Schatten, der um Mund und Augen lag, würde ich mit dem profanen Wort „Langeweile" bezeichnen, ohne zu fürchten, der Dame Unrecht zu thun.

Ihre großen, dunklen Augen, unter herrlich gewölbten, dunklen Brauen, blickten gerade und unverwandt vor sich. Ob sie jedoch etwas von der schönen, sie umgebenden Natur sah und dem Garten mit den reizenden Blumenpartieen, mit saftig grünem Rasen abwechselnd, den lustig plätschernden Springbrunnen, in dessen Mitte ein kleiner, bräunlicher Triton mit gar possirlichem Gesichte stand und das Wasser hoch emporspie, — oder weiter hinüber den belebten Strom, funkelnd im Sonnenschein, oder am jenseitigen Ufer desselben die rothen Häuser und grünen Wiesen, dazwischen eine Mühle, malerisch gelegen — wer kann das sagen? — Weiß sie es doch selbst nicht, möchte ich wetten? wenn ich sie danach früge. —

Ein niedlicher, weißer Löwenspitz lag zu ihren Füßen, mit seinen klugen, braunen Augen von Zeit zu Zeit seine schweigsame Herrin betrachtend und

dann seinen unterbrochenen Schlaf wieder fortsetzend. —

Die zweite der Damen war bei Weitem jünger, als die erste, ein feines, blasses Gesicht, von dunklem, schlichtem Haar eingerahmt. Auch sie war in Schwarz gekleidet, einfach, aber zierlich. Sie arbeitete sehr emsig an einer Stickerei und blickte von Zeit zu Zeit auf und zu der Anderen hinüber, als erwarte sie ein Wort oder einen Wink derselben. Man sah auf den ersten Blick, daß man Herrin und Dienerin vor sich hatte. —

Nach einer Weile richtete sich die große, schöne Frau ein wenig in ihrem Fauteuil auf und warf einen Blick auf ihre schweigsame Gesellschafterin, den diese gerade nicht bemerkte, da sie sehr fleißig arbeitete, einen Blick, der sagen zu wollen schien: „Wie unausstehlich langweilig sie ist!" — — Dann, als sie sich beachtet sah, wandte sie sich etwas mehr zu ihr und sagte mit leiser Stimme und fremdartigem Accent:

„Wie viel Uhr ist es? — Der Tag will ja heut' nicht zu Ende gehen!" —

Das junge Mädchen erhob sich schnell und trat aus der Veranda in's dahinterliegende Zimmer, wo eine kostbare Pendule auf einer Marmorkonsole stand.

„Sechs Uhr, Madame," antwortete sie leise und kehrte wieder zu ihrer Arbeit zurück.

Ein langer Seufzer der Ungeduld war die Antwort der schönen Frau in Trauer. —

Wiederum schwiegen Beide. Das junge Mädchen arbeitete wieder ebenso emsig wie vorher und die Augen der Dame blickten ebenso leer und gedankenlos auf die liebliche Sommerlandschaft vor ihr. —

Nach einer Weile streckte sie eine ihrer Hände nach dem aufgeschlagenen Buche aus, das neben ihr auf dem allerliebsten Tischchen lag, betrachtete es gleichgültig und legte es dann wieder auf seinen früheren Platz zurück, ohne zu sprechem. Sie seufzte aber noch ungeduldiger, als das vorhergehende Mal.

„Es ist nicht zum Aushalten!" Diese Worte entglitten unwillkürlich ihren Lippen. —

In diesem Augenblick wurde das leichte Rollen der Räder eines Wagens vernehmbar, der an der hintern Seite der Villa still hielt. Die Dame richtete sich ganz auf und lauschte. Auch das junge Mädchen ließ für einen Moment die fleißigen Hände ruhen und horchte ebenfalls.

„Wer kann das sein?" fragte die Dame, noch immer lauschend, „Mademoiselle, Sie haben doch

meinen Befehl ausgerichtet, daß ich heute für Niemanden zu Hause bin?" —

„Ja wohl, Madame," antwortete die sanfte Stimme der Gesellschafterin. —

Tritte wurden hörbar. Ein Bedienter trat ein, eine Karte in der Hand, die das junge Mädchen ihm abnahm und der Dame überreichte. Diese wies sie von sich. —

„Ich habe den Befehl gegeben, daß ich heute für Niemanden zu Hause bin; wie kommt es, Mademoiselle, daß mir dennoch eine Karte gebracht wird?" —

Das junge Mädchen erröthete ein wenig vor dieser strengen Stimme und erwiederte noch leiser, als zuvor:

„Ich habe wirklich den Befehl von Madame ausgerichtet — ich weiß nicht," —

Der Bediente, welcher in der Thüre der Veranda stehen geblieben war, nahm nun, mit der ganzen Dreistigkeit jener Menschenklasse, das Wort und sagte:

„Vom Herrn Senator Voges, Madame!" —

„Ah, das ist etwas Anderes! Führen Sie ihn sogleich herein!" —

Madame richtete sich jetzt in ihrer ganzen Größe auf und strich die Falten ihres Trauerkleides

zurecht. Die Gesellschafterin hatte schon wieder ihre Stickerei zur Hand genommen und arbeitete, als gälte es das tägliche Brod.

„Sie können in den Garten hinabgehen, Mademoiselle", sagte die Dame in etwas freundlicherem Tone.

Das junge Mädchen verneigte sich schweigend und entfernte sich. —

In demselben Augenblick erschien die Gestalt eines Herrn in der offenen Thüre der Veranda: der soeben angemeldete Herr Senator Voges. Eine Gestalt von mittlerer Größe, leicht gerundet, im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, den schwarzen Hut in der Hand, die mit violettem Handschuh bekleidet war. Ein Gesicht mit den Zügen eines vorgerückten Fünfzigers, rund und rosig. Das Haar etwas dünn über der Stirn, etwas grau an den Schläfen, der Backenbart sorgfältig gepflegt und gekämmt, das Kinn glatt rasirt, eine goldene Brille über den großen, blitzenden, grauen Augen, einen Ausdruck nicht gewöhnlicher Schlauheit um den wohlgeformten Mund, den jetzt ein freundliches Lächeln umspielte, ohne jedoch diesen stereotypen Ausdruck verdecken zu können. — Eine tiefe Falte zwischen den Augenbrauen zeugte von heftigen Gefühlen, die festgeschlossenen Mund=

winkel von starker Willenskraft und Energie. Im Ganzen das meisterhafte Portrait eines Mannes, der in der großen Welt zu leben gewohnt und sich selbst sehr wohl seiner Stellung in derselben und seines Reichthums bewußt ist.

Jetzt war er aber nur der feine Weltmann, der einer schönen, vornehmen Frau gegenüberstand und sie mit den Manieren eines echten Cavaliers und der Herzlichkeit eines Freundes oder Verwandten begrüßte.

Auch das Gesicht der Dame war wie durch einen Zauber verwandelt. Der schwerfällige, gelangweilte Ausdruck ihrer Züge hatte einem freundlichen Lächeln Platz gemacht und wer diese Beiden jetzt hätte sehen können, würde sicher einen wohlthuenden Eindruck empfangen haben. Es waren zwei Portraits aus der großen Welt, Aristokraten des Reichthums, mit echt aristokratischen Zügen und Manieren und über dieses Alles eine Freundlichkeit und Herzlichkeit gebreitet, die jene verschönte und menschlicher machte.

Sie trat auf ihren Gast zu und reichte ihm ihre Hand mit dem freundlichsten Lächeln:

„Für Sie bin ich stets zu Hause! Seien Sie mir herzlich willkommen.“ —

Während sich Herr Voges unter Artigkeiten

und Dankesbezeugungen neben seine Wirthin setzte, muß ich sie nun wol endlich meinen Lesern vorstellen und sie mit ihren gegenseitigen Beziehungen zu einander bekannt machen.

Die schöne Frau in Trauer war die Gattin eines Kaufmanns in Newyork, Namens Barry, und die Schwägerin des Herrn an ihrer Seite. Seit einigen Jahren Wittwe, hatte sie die neue Welt und alte Heimath verlassen, um die Erziehung ihrer beiden Töchter in Europa zu vollenden.

Als sie sich an ihren Schwager mit der Frage wandte, wo sie für einige Zeit ihren Wohnsitz wählen sollte, bot dieser Alles auf, sie an die Stadt zu fesseln, in welcher er selbst lebte, und zu diesem Zwecke hatte er, als sie einwilligte, die reizende Villa gekauft, in welcher sie die Sommermonate zubringen konnte, um dann für den Winter ein ebenso prächtiges, wie comfortables Logis in der Stadt selbst zu beziehen. —

Zwei Jahre waren seit der Uebersiedelung der Wittwe in die alte Welt bereits vergangen. Anfangs hatte die geschwätzige Fama Vieles zu erzählen gehabt von dem fabelhaften Reichthum der Neuangekommenen und der Pracht, die sie um sich her verbreitete. In den Zeitungen untergeordneten Rangs wurden Lücken damit ausgefüllt und die

neugierige Menge suchte den weiblichen Nabob zu sehen oder war schon zufrieden, wenn sie ihn in seiner prächtigen Equipage durch die Straßen fahren sah. Aber es ging damit, wie mit All' dergleichen. Es kamen neue Menschen, die begafft, neue Verhältnisse, die beklatscht wurden und Madame Barry, mit ihrem fabelhaften Reichthum, ward zu dem vielen Anderen gelegt, das etwas Altes geworden und daher weder interessant, noch beachtenswerth mehr war. —

Ob diese selbst etwas von diesen beiden Extremen bemerkt oder beachtet hatte, lassen wir dahingestellt. Sie richtete sich behaglich in ihrer neuen Heimath ein, genoß alle Comforts ihres wirklich großen Reichthums mit vollen Zügen, aber so exquisirt wie möglich und so raffinirt, wie nur Damen von feiner Bildung und vornehmer Stellung sie kennen und fordern. Sobald sie sich in ihrer neuen Heimath heimisch fühlte, that sie die erforderlichen Schritte, die Erziehung ihrer ältesten Tochter zu vollenden und für diejenige ihrer jüngsten mit allen Kräften zu streben.

Zu diesem Zwecke brachte sie selbst Letztere, ein Mädchen von 14 Jahren, nach Lausanne in eine Pension, die ihr als vorzüglich empfohlen war, und nahm die ältere mit, in der Absicht, sie dort

wenigstens für ein Jahr zu lassen, da sie bereits das sechzehnte Jahr überschritten und in ihrem Vaterlande sich der sorgfältigsten und feinsten Erziehung zu erfreuen gehabt hatte.

In Lausanne angekommen, nöthigte indessen der schwankende Gesundheitszustand der Letzteren Madame Barry, von diesem Plan abzustehen, da sie ohnehin von Jugend auf sehr zart und schwächlich gewesen und sich nach dem Tode ihres Vaters und dem Abschied von der Heimath leidend befunden hatte. Zwar hatten die Zerstreuungen der Seereise, die frische, stärkende Seeluft, das neue interessante Leben in der großen europäischen Handelsstadt ihr sehr wohl gethan. Die trübe Stimmung schien verschwunden, die sich dem weichen Gemüth des jungen Mädchens eingeprägt hatte, seit sie den innigstgeliebten Vater hatte sterben sehen.

Die neuen Eindrücke der Reise, das viele Schöne, das sich ihnen unterwegs bot, der Anblick der zwar fernen, aber wunderbarschönen Alpen wirkten erhebend und stärkend auf den zarten Körper ein und Madame Barry freute sich schon des Gedankens, ihr jüngstes, geliebtes Kind nicht allein in der Fremde lassen zu müssen, sondern sie in Gesellschaft ihrer weit ernsteren und reiferen Schwester zu wissen. Als aber die Abschiedsstunde immer näher

kam und die Mutter die Vorbereitungen zur Abreise traf, da zeigte es sich, daß Madame Barry das wieder leidend gewordene Mädchen nicht würde verlassen können, und mit schwerem Herzen zwar, aber gezwungen von der Nothwendigkeit, entschloß sie sich, Esther, die Jüngste, allein in Lausanne zu lassen und Alicia mit sich zu nehmen, um vor der Hand die Meinung einiger erfahrener Aerzte zu befragen und sie besonders in ihrer Nähe zu haben. —

So waren zwei Jahre verflossen. Stärkende Bäder und Seeluft hatten den zarten Körper des jungen Mädchens weder bedeutend gekräftigt, noch der Mutter die Hoffnung gelassen, ihrer Erziehung den letzten Schliff in der französischen Pension zu geben. Ungern zwar, aber nothgedrungen, ließ sie diesen Gedanken fahren und tröstete sich mit der Aussicht, in Esther einst das Muster einer feinen Dame zu sehen, die, mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes geziert, unter den jungen Mädchen der Stadt glänzen, den Neid dieser und die Bewunderung der Männer erregen würde. —

Alicien gab sie in ihren Gedanken auf. Sie würde nie, weder durch Schönheit, noch durch Geist excelliren und immer nur einen Theil des Schweifes bilden, den der strahlende Komet Esther einst am Himmel ihrer neuen Vaterstadt zurücklassen würde;

ja, sie fand es sogar natürlich, daß jene dieser als Folie dienen und ihre Vorzüge durch sie in das vortheilhafteste Licht gestellt werden würden. Waren doch die Briefe, die sie von Zeit zu Zeit von den Vorsteherinnen der Pension bekam, stets voll von dem Lobe ihres Lieblings, ja, die eitle Mutter hatte es von diesen verlangt, ihr jährlich oder noch öfter eine Photographie ihres Kindes zu senden, damit sie sich von den Fortschritten überzeugen konnte, die ihr Körper neben der Entwickelung ihres Geistes machte. —

Für Madame Barry waren die Jahre, die sie in Europa zubrachte, nach und nach befriedigend geworden. Sie hatte sich einen kleinen, aber sehr ausgewählten Kreis gebildet, in dem sie lebte und durch ihre wirklich noch große Schönheit, besonders aber durch ihren Reichthum glänzte. In ihrem Schwager hatte sie den sorgsamsten Freund und den uneigennützigsten Vormund ihrer Töchter gefunden und war durch ihn in jene Kreise eingeführt worden, die ihrem Geiste und besonders ihrem Stolze zusagten. —

Herr Voges war auch unbestreitbar ein feiner, liebenswürdiger Mann. Im vollen Bewußtsein seiner Stellung und seines Vermögens hielt er sich äußerst exclusiv und es gehörte zu den Wünschen

und Bestrebungen einer Menge angesehener und vornehmer Familien, ihm näher und so nahe wie möglich zu kommen. Er war seit mehreren Jahren Wittwer, hatte aber trotzdem den geselligen Verkehr in seinem Hause nicht aufgegeben und die schönsten und reichsten Patrizierinnen der Stadt verschmähten es nicht, sich die Honneurs seines Hauses von einer ältlichen Dame machen zu lassen, die er seit dem Tode seiner Gattin zu sich genommen und welche die fehlende Hausfrau ersetzen mußte. —

Von seinen beiden Söhnen war der jüngste seit einigen Jahren in Newyork, um im Hause seines Oheims Barry die großen Handelsgeschäfte zu erlernen, die sein Vater mit den bedeutendsten Häusern dieser Stadt machte, da sein älterer Bruder sich von jeher wenig geeignet gezeigt hatte, allein, der strengen Aufsicht seines Vaters entzogen, etwas Tüchtiges lernen zu können, um einst selbstständig in der Handelswelt dazustehen, wie sein jüngerer Bruder, der in dieser Hinsicht seinen Vater zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. —

Erwin, der Aeltere, war von jeher anders gewesen, als dieser ihn gewünscht hatte. Die kaufmännischen Geschäfte waren ihm weder angenehm, noch zeigte er irgend welche Befähigung dazu. Aber Herr Voges war nicht der Mann, vor einer Schwie-

rigkeit zurückzuschrecken, und war sich wohl bewußt, daß keine Art von väterlicher Schwäche ihn je würde bewegen können, von seinem Plan abzustehen und durch seine beiden Söhne die mächtige Stellung noch zu erhöhen, die er sich selbst durch unermüdlichen Fleiß, richtiges Kalkül und großes Glück erworben hatte, — wozu er nicht nur seiner eigenen Firma in Europa, sondern auch derjenigen in Newyork bedurfte, der bisher sein Schwager Barry vorgestanden hatte. —

Der frühe Tod desselben kam ihm aus dem Grunde auch ungelegen, denn er hatte gewünscht, daß die kaufmännische Erziehung seines jüngsten Sohnes Alphons unter Barry's Leitung erst vollendet worden wäre. Dagegen hatte ihn die Uebersiedelung seiner Schwägerin nach Europa sehr erfreut und er hatte Alles aufgeboten, diesen Plan anzuregen und seine Ausführung zu befördern. Da Madame Barry ihren Schwager stets sehr hochgeschätzt und sein Urtheil für maßgebend gehalten hatte, so wurde es ihm keineswegs schwer, sie zu diesem Schritt zu bestimmen.

In den Jahren, die er selbst in Newyork zugebracht, wo er seine Gattin, Barry's einzige Schwester, kennen gelernt und geheirathet hatte, war er ihr immer sehr angenehm gewesen, ja, sie hegte heimlich den

Gedanken, er habe dazu beigetragen, daß Barry sie zu seiner Frau erwählt, wodurch sie selbst, die Tochter einer zurückgekommenen Patrizierfamilie in Newyork, in die ihrem Stolze und ihren Ansprüchen genügende Lebensstellung gekommen war.

Gewiß ist nur, daß Herr Voges sich vortrefflich in das Unvermeidliche zu schicken verstand. Er sah seinen Schwager bereits entschlossen, diese Verbindung einzugehen, als er ihn davon in Kenntniß gesetzt hatte, und so fand er es für richtiger, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und seiner Schwägerin in einer Weise entgegenzukommen, die sie glauben lassen mußte, er selbst sei die Veranlassung zu diesem glücklichen Wechsel ihres Geschickes gewesen. —

Einige Jahre nach ihrer Verheirathung verlebten die beiden verschwägerten und befreundeten Familien ein ebenso glänzendes, als anregendes Leben. Madame Voges war zwar kränklich und die Aerzte hatten schon manchmal von der heilsamen Wirkung einer Seereise und Luftveränderung auf ihren leidenden Zustand gesprochen. Ihr Gatte, das Muster eines Ehemannes, hatte diesen Vorschlag sogleich begierig aufgefaßt und drang nun in sie, ihn anzunehmen, wozu sie sich aus Liebe zu ihrem Bruder nicht hatte entschließen können.

Die arme Frau sah sich aber doch endlich gezwungen, in die Reise nach Europa zu willigen, und mit schwerem Herzen und innerlich fest überzeugt, den theueren Bruder nicht wiederzusehen, schiffte sie sich mit ihrem Mann und ihren zwei Knaben ein und erreichte auch bald ihre neue Heimath, in welcher sie nicht lange leben sollte. Nach einigen Jahren stillgetragenen Leidens starb sie und Herr Voges stand am Sarge seiner Gattin, beklagt und bedauert von Allen, die ihm nahe standen und die meisterhafte Geduld und Sorge bewunderten, die er stets um die Leidende getragen, und Alle stimmten darin überein, daß es ein unendlich schweres Sterben für die arme Frau gewesen sein mußte, von so vielem Glück für immer zu scheiden, wie der Besitz eines Mannes wie Voges, und von so vielem Glanz, wie der war, mit dem er sie so freigebig umgeben hatte. —

Ein Wesen zwar gab's in der Heimath der Todten, das anders gesprochen haben würde, hätte es darüber sprechen wollen und können: eine Jugendfreundin der Madame Voges, die zwar früh verheirathet und ihrem Manne nach dem Süden Amerika's gefolgt war, mit der sie jedoch, nach wie vor, in den innigsten Beziehungen geblieben war. — In das treue Herz dieser Freun-

hin legte die arme Frau all' ihren Kummer, ihren vor der Welt so sorgsam verborgenen Gram nieder. Sie allein wußte, wovon kein anderer Mensch eine Ahnung hatte, daß nicht allein körperliches Leiden der Grund ihrer langen Kränklichkeit und ihres frühen Todes gewesen, sondern vielmehr der Druck einer unglücklichen Ehe. Die Verstellung des Mannes, den Jeder für den Besten seines Geschlechts hielt, den sie allein kannte, wie er wirklich war, brach ihr zartbesaitetes Herz und man hätte ihren Tod kaum ein Sterben nennen können, sondern ein stilles Einschlafen, wie ein müdes Kind nach dem lauten Lärm des Tages einschläft. — Allein kein Wort ihres Mundes verrieth das Geheimniß der Todten, das die Lebende ihr anvertraut hatte und von ihr in stillschweigender Uebereinkunft empfangen und heilig gehalten war. — Selbst den letzten Brief, den Madame Voges auf ihrem Sterbebette geschrieben, versiegelt und ihrem Kammermädchen zur Besorgung an die theuere Freundin übertragen, hatte diese gleich, nachdem sie ihn gelesen, vernichtet und die stillen Thränen der Liebe und Trauer, die an jenem Tage dem Andenken der Frühverblichenen in einem fernen Welttheil flossen, wären dieser sicher lieber gewesen, hätte sie sie sehen können, als das prachtvolle

Leichenbegängniß, mit dem der entseelte Leichnam in's Erbbegräbniß des Herrn Voges geleitet wurde, über dem sich in Jahresfrist eine mit großem Pomp und großen Kosten aufgeführte Kapelle wölbte, mit welcher der trauernde Wittwer für alle Zeiten der Welt Zeugniß geben wollte von seiner Liebe für die Verstorbene und von seiner tiefen Trauer um sie. —

Herr Barry überlebte seine innigstgeliebte Schwester kaum zehn Jahre. Ein plötzlicher Tod entriß ihn mit einem Male all' seinen Plänen und Entwürfen, im Verein mit seinem Schwager nämlich ein großartiges Banquiergeschäft zu eröffnen, wozu er seiner in Europa bedurfte. Kaum war dieser Plan zur Reife gediehen, Herr Voges, der inzwischen den ehrenden Posten eines Senators eingenommen, hatte sich hierzu willig finden lassen, da auch er die großen Vortheile schon lange eingesehen hatte, die ihnen aus dieser Vereinigung erwachsen mußten. Die Firmen Voges und Barry waren im Begriff gewesen, sich zu vereinigen — als der jähe Tod Herrn Barry aus der Mitte seiner Laufbahn hinwegraffte und Herr Voges sich nun gezwungen sah, einem Verwandten seines Schwagers so lange die Leitung der überseeischen Geschäfte zu übertragen, bis sein Sohn Alphons

das Alter und die Erfahrungen erlangt, die ihm nöthig waren, selbstständig in die Firma einzutreten. —

Der Wittwe war diese Anordnung ihres Schwagers sehr willkommen. Sie hatte ihren Neffen vor einigen Jahren in ihrem Hause aufgenommen, wie ihr Gatte in seinem Comptoir, und da er große Anlagen zum kaufmännischen Fach und vielen Eifer gezeigt, hatte dieser ihn bald ebenso lieb gewonnen, wie er seine Tante für sich eingenommen hatte durch seine Liebenswürdigkeit und sein feines Wesen, unterstützt durch das vortheilhafteste Aeußere, das sich mit jedem Jahre mehr entwickelte. —

Zwar hatte ihre Uebersiedelung nach Europa diese verwandtschaftlichen Beziehungen gelockert, wenn auch nicht gelöst. Sie hörte immer noch mit großem Interesse die Berichte seines Vaters über ihn, dann und wann langte auch wohl ein Brief von ihm an, voll von feinen Schmeicheleien und Betheuerungen seiner Ergebenheit für „seine schöne Tante" und die bezaubernden Cousinen; Herr Voges hatte es jedoch für gerathener gehalten, ihn für einige Zeit zu sich zu rufen und er wartete nun von einer Post zur an=

dern auf die Nachricht von seiner Abreise aus Newyork und seiner Einschiffung nach Europa.

Welche unausgesprochene Hoffnungen das stolze Herz des Vaters hegte, ob diese sich später realisiren würden, wer vermag das zu sagen? — Vor der Hand war er sehr zufrieden, in den vertrautesten Verhältnissen zu seiner Schwägerin zu stehen und alle Achtung und dasselbe Vertrauen von ihr zu genießen, das er ihr selber entgegentrug. Daß er allein heute der Bevorzugte gewesen, der vorgelassen wurde, war ihm wieder ein redender Beweis dafür und er war entschlossen, ihr seine Freude darüber und den ganzen Dank seines Herzens so offen wie möglich auszusprechen. —

Es war heut' der Jahrestag, an dem Herr Barry vor drei Jahren gestorben war. Seit seinem Tode pflegte die Wittwe diesen so still und zurückgezogen wie möglich zu verleben und im vorigen Jahre war es nur ein Zufall gewesen, der Herrn Voges gerade an diesem Tage zu seiner Schwägerin geführt hatte, deren Thür sich ihm geöffnet hatte, obgleich sie allen Anderen verschlossen geblieben war. Heut' aber war's kein Zufall, der ihn wieder zu ihr führte. Er nahm heut' den Vorzug, den sie ihm vor einem Jahre

freiwillig eingeräumt hatte, als sein gutes Recht in Anspruch und stand nun vor ihr mit jener herzlichsten Freundlichkeit und Theilnahme, ihre Hand in der seinigen, sie mit innigen Blicken betrachtend und dann die tiefe Wittwentracht, in die sie sich wieder gehüllt hatte. —

Madame Barry war eine in der großen Welt nicht ungewöhnliche Frau, äußerlich und oberflächlich, ohne tieferes Gefühl und ernsten Sinn, blendend für's Auge, bezaubernd durch äußere Vorzüge, von dem großen Haufen aufrichtig bewundert, der sich gern von dem Schein täuschen läßt, eben weil er selbst zu täuschen bemüht ist.

Sie hatte ihren Gatten ohne Liebe geheirathet, zufrieden, durch ihn in jene glänzende Lebensstellung eingeführt zu werden, die sie stets als das Ziel ihrer Wünsche betrachtet und danach gestrebt hatte mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln.

Ihre Ehe war ebenfalls keine ungewöhnliche gewesen. Zwar hatte das einfache, tiefe Gemüth ihres Gatten sie anders gewünscht, als sie ausfiel, hatte Liebe zu finden gehofft, wo er höchstens Dankbarkeit fand und auch diese nur in der ersten Zeit, wo die neuen Verhältnisse der jungen Frau noch unaussprechlich schön erschienen.

Er hatte neben Schönheit und Geist ein Herz zu finden gehofft, das menschlich an dem seinen schlagen mochte, an dem er sich von den Mühen und Sorgen des Tages ausruhen konnte; er hatte ein liebendes Weib gewünscht, anstatt der stolzen, gefeierten Weltdame, um die Alle ihn beneideten, die sie zu sich heranzog, um einen möglichst langen und glänzenden Schweif von Bewunderern hinter sich zu haben, aber er hatte sehr bald seine Täuschung eingesehen und sich mit dem Glück entschädigt, das ihm die Geburt Alicia's gewährte, an die er nun alle Zärtlichkeit seines reichen Herzens verschwendete. — Wie das feine, zarte Kind mit außerordentlicher Liebe an ihm hing, so war es ihm nun auch das Liebste und Theuerste, das er besaß und die kleine Esther war ihm nur eine Zugabe zu seinem Glück. —

So waren Jahre vergangen. Die Ehe dieser zwei so verschiedenen Menschen war für ihn immer unbefriedigender geworden. Die schöne, bewunderte Frau sonnte sich in den Strahlen der Schmeicheleien, die ihr von allen Seiten entgegengetragen wurden. Das Herz des Gatten wurde immer ärmer, je reicher das Herz des Vaters geworden war.

Die Trennung von seiner Schwester, die ihm

sehr ähnlich an Gefühlen und Wünschen war, ihr bald darauf erfolgter Tod hatte ihn wiederum ärmer gemacht, aber er klagte nie und da er keine Ahnung von dem Unglück ihrer Ehe hatte und seinen Schwager aufrichtig schätzte und als vorzüglichen Geschäftsmann hochachtete, so unterhielt er mit ihm eine fortgesetzte Freundschaft, die noch durch die Anwesenheit des jungen Voges und die beabsichtigte Association der beiden Häuser gesteigert wurde. —

Alicia hatte ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt und hing bei ihrem ernsten Sinn und tiefen Gemüth mit fast abgöttischer Liebe an ihrem Vater, je weniger sie ein Herz zu der kalten Mutter fassen konnte, die all' ihre Zärlichkeit an Esther verschwendete, weil sie ein schönes und begabtes Kind war, als der plötzliche Tod des Herrn Barry den großen Wechsel auch in dem Leben dieser Frau hervorbrachte, den der Verlust eines Gatten immer zur Folge hat.

Madame Barry betrauerte ihn eine ganze Zeit lang mit der vollen Schicklichkeit einer Frau von Welt. Wir haben gesehen, wie sie noch nach drei Jahren den Tag seines Todes in totaler Zurückgezogenheit von der Welt und in tiefer Wittwentrauer verlebte. Es lag viel Ostentation, aber

auch wirkliches Gefühl in dieser Trauer um den Frühverstorbenen, dessen Werth sie jetzt mehr einsah, als damals, wo ihr der Gedanke, ihn so bald zu verlieren, fern geblieben war. —

Er war auch jetzt ausschließlich der Gegenstand der Unterhaltung der Beiden, die neben einander in den feinen Strohfauteuils saßen, welche Madame Barry der größeren Kühle wegen sehr liebte. Allmählig versuchte jedoch Herr Voges, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken, was Madame Barry jedoch mit einem etwas affektirten Seufzer der Wehmuth zu verhindern versuchte, indem sie sagte:

„Heute gehören meine Gedanken und Worte nur dem theueren Todten.“ —

Aber jetzt ergriff Herr Voges mit der feinsten Galanterie ihre Hand, führte sie an seine Lippen und erwiderte mit dem schmeichelnden Tone der aufrichtigen Zuneigung, der stets seinen Weg zum Herzen findet:

„Warum noch immer so viel Liebe an einen Todten verschwenden, der nichts davon fühlen und sich nicht daran erfreuen kann? Sie, theuerste Schwägerin, haben Ihrem Gatten das Leben zum Paradies gemacht, er hat an Ihnen die Perle der Frauen besessen und er hat Jahre des Glücks in

Ihrem Besitz genossen. Lassen Sie also den Todten ruhen und wenden die schönen Augen auf das Leben zurück, das so heiter und sonnig vor Ihnen liegen sollte! — Lassen Sie mich heut' zu Ihnen von dem reden, was mein ganzes Herz erfüllt, was auch Sie beschäftigen und von Ihren trüben Erinnerungen abziehen wird, denn Sie sind ebenso vollkommen in Erfüllung Ihrer Mutterpflichten, wie Sie überhaupt ein Muster für alle Frauen sind. Erwin kehrt in diesen Tagen zurück. Ein Brief von ihm liegt in meiner Hand, die Sehnsucht treibt ihn heim. Daß er Alicia liebte, als er fortging, war mir damals schon kein Geheimniß mehr. Ich wagte nicht, seine thörichte Hoffnung zu nähren, deßhalb schickte ich ihn fort. Daß er sie jetzt noch heftiger liebt, noch leidenschaftlicher begehrt, — machen Sie ihm einen Vorwurf daraus? — Ich kenne Ihre Tochter nur wenig. Ich bin nicht gewohnt, in Frauenherzen zu lesen, aber Sie, die Sie selbst ein so weiches Herz besitzen, Sie müssen in dem Ihres Kindes gelesen haben und wissen, was der Aermste zu hoffen hat. Theuerste Frau, was soll ich dem Verwegenen antworten? Er will entweder nie oder als der glücklichste der Menschen heimkehren!"

Auf dem Antlitz der schönen Frau malte sich Ueberraschung bei dieser mit Feuer vorgetragenen Rede des Mannes neben ihr, aber auch weiter nichts, weder Freude, noch Unwillen. Sie ließ ihm ruhig ihre Hand mit dem großen, funkelnden Solitär, der jetzt im Sonnenschein blitzte. Sie schwieg lange, ehe sie antwortete:

„Was Sie da sagen, setzt mich außerordentlich in Erstaunen. Erwin sollte Alicia lieben, schon lange geliebt haben? Ich habe nie etwas davon bemerkt und sie doch so oft zusammen gesehen! — Und er schreibt Ihnen, er kehre nur heim, wenn ich ihm mein Kind verspräche? — Ei, ei, der Hitzkopf!" —

Sie wurde nachdenklich und wiegte das Haupt hin und her. Herr Voges betrachtete sie sehr aufmerksam und suchte in ihren Zügen zu lesen, was der Mund nicht hatte antworten wollen, aber er schwieg. Auch Madame Barry schwieg noch immer und leise entsank ihre Hand den sie haltenden Fingern ihres Schwagers. —

Endlich raffte sie sich wie gewaltsam empor aus ihrem Sinnen. Es zuckte in ihrem Antlitz, in ihren dunklen Augen. Ein Zug von Wehmuth legte sich wieder um den feinen Mund und sie sagte mit einem leisen Seufzer:

„Warum lassen Sie mich gerade heut' meinen Verlust doppelt fühlen, lieber Voges, fühlen, daß ich allein dastehe, ein schwaches Weib, in dessen Hand die Entscheidung über das Wohl und Wehe seines Kindes gelegt ist, die Entscheidung über sein ganzes Leben? — Ach, daß ich ihn noch besäße, den zärtlich liebenden Vater, dessen klarer Blick, unbeirrt durch Nebenrücksichten, sicher das Beste gefunden hätte! — Alicia ist sehr zart, man kann sie kränklich nennen. Sie ist erst achtzehn Jahre alt, und wenn auch ihr Herz und Geist die eines älteren Mädchens sind, so ist ihr Körper doch der Kräftigung noch sehr bedürftig und wer kann mir sagen, ob ihr diese Aufregung nicht nachhaltig schaden wird? — Ach, lieber Voges, hätten Sie mich heut' nur nicht so sehr an meinen herben Verlust erinnert!"

Die glatte Stirn des Mannes von Welt zeigte auch nicht die kleinste Falte von Unwillen bei diesem unerwarteten Ausbruch von Sentimentalität bei einer Frau, deren Charakter er so gut kannte und die er immer frei davon gefunden hatte. Nur ein kaum merkbares Zucken seines Mundes verrieth die Ungeduld, die in ihm aufgestiegen war, aber in dem Tone seiner Stimme hätte auch der

feinste Menschenkenner nicht die geringste Aenderung bemerkt, als er sagte:

„Verzeihung, theuerste Frau, darauf war ich nicht vorbereitet! Ich bin kein Mann von Welt, der das Frauenherz in seinen feinsten Erregungen kennt, in seinen leisesten Schwingungen vibriren sieht. Anstatt Sie zu betrüben, wollte ich Sie zerstreuen, anstatt Ihnen den Verlust des geliebten Gatten fühlbarer zu machen, wollte ich Ihnen einen Sohn zuführen, der Ihren Besitz reicher, Sie in Ihrem Kinde glücklich machen könnte. — Ich weiß, daß Sie unerreichbar in allen Frauentugenden und als Mutter unübertrefflich sind. An das Mutterherz hatte ich mich wenden und damit die Schmerzen der Gattin lindern wollen. Verzeihen Sie mir und heißen mich gehen! Erwin mag bleiben, wo er ist und zwischen uns ist nichts gesprochen. Lassen Sie Ihre liebliche Tochter erstarken, mein Sohn soll ihre Ruhe nicht stören. Ich bin ein Mann und kann es ertragen, ihn fern zu wissen, wenn nur Sie in ungestörtem Glück leben! Aber verzeihen Sie mir!

Nach diesen Worten stand er auf und reichte der Dame des Hauses die Hand wie zum Abschied. Aber diese nahm sie nicht an. Auf

solchen Erfolg war sie nicht gefaßt gewesen. Sie blickte zu ihm auf und sagte mit dem weichsten Tone, der ihr zu Gebote stand:

„Mißverstehen Sie mich nicht, lieber Voges, ich habe Ihnen nichts zu verzeihen! Sie haben zu mir gesprochen, wie ein Vater, der Alles für sein Kind thut. Es ist etwas Schönes und Verehrungswürdiges um solche Vaterliebe. — Ihr Antrag hat mich allerdings überrascht, ich gestehe es, aber weder betrübt, noch beleidigt. Wie wäre das auch möglich? — Ich kenne Erwin nur wenig. Seine kalte Außenseite sympathisirt nicht mit meinem lebhaften Temperament und seine Verschlossenheit in Ihrer und meiner Gegenwart ließ mich nie erkennen, was sein Inneres birgt. Jetzt ist der Schleier von seinem Wesen gefallen. Ich sehe, daß Schüchternheit war, was ich für Stolz, unterdrückte Neigung, was ich für Kälte hielt; aus Ihrem Munde, der stets die Wahrheit redet, erfahre ich, daß Liebe zu meiner Alicia ihn forttrieb, fernhielt und fernhalten wird, wenn ich sie ihm verweigere. Jetzt betrachte ich ihn mit ganz anderen Gefühlen und mein Urtheil über ihn ist ein anderes geworden. Lassen Sie uns mit Besonnenheit zu Werke gehen, lieber Voges! — Wir Beide haben gleiches Interesse bei der

Sache, da das Lebensglück unserer beiden Kinder davon abhängt. Lassen Sie mich zuerst das Herz meines Mädchens sondiren. Es ist jung und lebhaft und das Auge einer Mutter sieht scharf. Von dem Resultat meiner Forschung lassen Sie meine Antwort abhängen. Erwin mag vor der Hand heimkehren. Vielleicht wendet sich Alles zum Besten. Ich gehe jetzt gleich zu Alicia. Für uns giebt's ja nur ein Ziel: das Glück unserer Kinder!" —

Damit hatte auch sie sich erhoben. Ihre dunklen Augen blickten mit einem fast zärtlichen Ausdruck in das Antlitz vor ihr, das unverändert dieselben Züge trug und keine Spur von dem Triumph verrieth, den sein Herz empfand. Es war immer nur Bewunderung und Verehrung für sie, was sie darin las und diese Lektüre ermüdet eine Frau selten, — diese nie.

Sie drückte ihm die Hand mit dem feinen Lächeln, das ihr so gut stand, und sagte:

„Also auf Wiedersehen, lieber Voges! Morgen fahre ich ohnehin zur Stadt. Hoffentlich bringe ich Ihnen die besten Nachrichten und ein neues Band wird uns hinfort vereinigen, an dem mein unvergeßlicher Gatte im Himmel sich freuen wird!" —

Auf die Lippen des schlauen Weltmannes traten Worte des Dankes, bewundernde, feurige Worte, aber

die Dame erlaubte ihm nicht, sie auszusprechen. Sie legte mit feiner Koquetterie den Finger auf den Mund und schellte dem draußen harrenden Bedienten. Der kleine, offene Phaëton fuhr durch die breiten Kieswege des Gartens und hielt vor der Treppe der Veranda und Herr Voges sprang leicht hinein. Die Dame begleitete ihn bis auf den ersten Treppenabsatz und nickte und grüßte freundlich zum Abschied. —

Als der Wagen ihren Blicken entschwunden war, blieb sie noch ein Weilchen auf derselben Stelle stehen. Ein Lächeln der Zufriedenheit lag jetzt um den feingeschnittenen Mund. Ihre Augen blickten leer vor sich hin. Man sah, daß sie nachdachte. Dann wandte sie sich um und sank langsam in den eben verlassenen Fauteuil. Ein Seufzer hob ihre Brust, aber nicht mehr ein Seufzer der Ungeduld, sondern der tiefsten Befriedigung. —

„Das kam unerwartet!“ sagte sie, „oder vielmehr früher, als ich's erwartete. Erwin sollte Alicia lieben und so ungestüm, so heftig? — Das sieht ihm gar nicht ähnlich. Wenn's noch Alphons wäre! Dem traute ich schon solche Uebertreibung zu. Nun, wie dem auch ist, ich bin zufrieden. Alicia ist weder hübsch, noch geistreich, noch liebenswürdig, das arme Ding! Erwin ebensowenig, aber er ist der Sohn seines

Vaters und dem gebe ich sie! — Wenn Alicia Braut ist, ehe Esther heimkehrt, kann sie von Glück reden. Meine schöne, geistreiche Esther! Wenn der Junge solches heiße Herz unter seiner kalten Außenseite birgt, würde Esther es in Flammen gesetzt haben. Ist sie aber verlobt, so macht sich Alles ganz anders. Die Welt betrachtet sie mit anderen Augen, wenn sie der junge Voges, dem sein Vater schon die Wege zu einer glänzenden Existenz ebnen wird, als Gattin heimführt. — Mit der Neigung wird sich's schon finden. Ehen ohne große Liebe geschlossen, fallen in der Regel besser aus, als solche, die von glühender Neigung gefordert wurden. Auch an seine Gluth glaube ich nicht, aber was macht das? — Der Vater hat bei mir für seinen Sohn um meine Tochter angehalten, für meine baldige Einwilligung braucht er keine Sorge zu tragen. Natürlich konnte ich nicht sogleich Ja sagen, aber er ist Menschenkenner genug, um nicht zu zweifeln, daß er sie bald erhält! —" —

Ein Bedienter trat ein in der schönen, himmelblauen Livrée seiner Herrin, reich mit Silbertressen verziert. Er trug einen silbernen Präsentirteller in der Hand, der allerliebst ciselirt war und auf dem zwei Briefe lagen. Einen derselben

reichte er der Dame, indem er sich tief vor ihr verbeugte. Sie langte hastig danach und betrachtete die Aufschrift mit glücklichem Lächeln. Dabei fiel ihr Blick auf den zweiten Brief.

„Für wen?“ fragte sie. —

„Für Fräulein Alicia“, antwortete der Bediente und wollte sich entfernen.

„Geben Sie her!“ sagte die Dame sehr schnell, „ich werde ihn ihr selbst bringen!“

Als sie sich wieder allein befand, betrachtete sie den zweiten Brief lange und forschend. Ein seltsamer Ausdruck malte sich in ihren Zügen. Jetzt war's wirkliche Ueberraschung. „Die Handschrift eines Mannes“, sagte sie, den Kopf schüttelnd und die Handschrift noch immer prüfend, „ei, ei, da komme ich ja hinter ein Geheimniß! Alicia correspondirt hinter meinem Rücken, aber mit wem? Sollte wirklich ein Hinderniß meinen, unseren Plänen entgegentreten und jetzt noch in der zwölften Stunde!“ —

Wieder prüfte die sorgsame Mutter den Brief und wieder schüttelte sie den Kopf. Dann drehte sie das Couvert um und betrachtete forschend das Siegel. Ein jäher Blitz zuckte in ihren dunklen Augen auf, dann sprang sie mit einem leichten Ausruf empor.

„Von Erwin?“ fragte sie zögernd, als traute

sie ihren Augen nicht, „von ihm selbst? — Die Buchstaben E. V. von einem kleinen Eichenkranz umgeben, wer kann das anders sein? Das wäre ja herrlich! Da arbeitete uns das Verhängniß selbst in die Hände. Der Poststempel ist von Luzern. Nach den letzten Nachrichten befand er sich in der Schweiz. Alles trifft zu, das wäre ja ganz außerordentlich herrlich!" —

Nun erst griff sie nach dem ersten Brief, dessen französische Adresse sie sehr gut kannte. Sie las ihn schnell durch, mit sichtbarer Erregung. Dann betrachtete sie aufmerksam eine Photographie, die in dem Briefe eingeschlossen gewesen war. Ihre Augen blitzten, ihre Wangen glühten.

„Wie schön sie ist, wie schön sie wird!" sagte sie mit dem Ausdruck des höchsten Entzückens, „wie viel schöner sie mit jedem Male wird! Sie ist jetzt sechszehn Jahre alt und die Dame der Pension schreibt mir, wie wunderbar ihre geistige und körperliche Entwickelung gewesen, wie sie noch selten bei einer ihrer Pflegebefohlenen gesehen. O meine Esther, mein schönes, herrliches Mädchen, wie sehne ich mich nach Dir! Drei Jahre solltest Du fern von mir bleiben, in drei Jahren sollte ich Dich nicht sehen! Es fehlt noch mehr als ein halbes Jahr an dieser Zeit. Werde ich es auch ertragen

können, Dich so lange dort zu lassen? Ich wollte Dir den erneuten Schmerz des Abschieds ersparen, darum bezwang ich meine Sehnsucht, Dich zu sehen, und lebte nur von den Briefen, die ich von Zeit zu Zeit von Dir empfing, lebte von den todten Bildchen, die ich von Dir erhielt, lebte in dem Vorgefühl, Dich einst wieder zu sehen! — Warum schriebst Du mir dies Mal nicht, mein Liebling, mein Herzenskind? — Die Bitte, welche Dein letzter Brief enthielt, bald zu mir heimzukehren, that meinem Herzen so wohl! — Warte nur, warte! —" —

Mit diesen Worten erhob sie sich rasch, drückte das Portrait an Brust und Lippen, legte es dann sorgsam wieder in das Couvert und steckte es zu sich. Dann nahm sie Alicia's Brief, trat durch die offene Thür der Veranda und schritt rasch und entschlossen durch das prächtige Zimmer hindurch. Die Thür fiel hinter ihr zu. Sie ging zu Alicia.

Zweites Kapitel.

Seitwärts von der zierlichen Veranda und der herrlichen Aussicht über den Fluß lagen die Zimmer, welche Alicia bewohnte. Eins derselben stand nach dem Garten zu geöffnet und in dieses wollen wir eintreten.

Es war ein rundes Gartenzimmer. Durch die beiden weit offen stehenden Flügelthüren blickte man auf sammtgrüne und sammtweiche Rasenplätze, von duftigen Blumenpartieen und herrlichen Baumgruppen unterbrochen. Weiter hinten wölbten uralte Bäume ihre dunklen Kronen. Es war der große, weitläufige Park, welcher die schönsten Eichen hatte, die man weit und breit sehen konnte und die Alicia sehr liebte. —

Das Gemach war mittelgroß und behaglich eingerichtet. Kleine, niedrige, hartgepolsterte Divans, mit scharlachrothem Sammt überzogen, liefen an den Wänden hin. Auf einem derselben lag

Alicia ausgestreckt. Der großen Hitze des Tages wegen hatte sie diesen harten Ruheplatz gewählt, zu welchem Zweck er auch angefertigt war. Vor ihr stand ein großer runder Tisch, mit Büchern, Albums, Kupferstichen und den kostspieligen, werthlosen Dingen belegt, die zu den Unentbehrlichkeiten einer vornehmen Dame gehören. —

An den Wänden, welche eine matte, silbergraue Tapete bedeckte, hingen einige werthvolle Oelgemälde, Copieen von Meisterwerken. Links von der Gartenthür standen wieder zwei Flügelthüren offen, die einen halben Blick in ein großes, äußerst prächtig dekorirtes Zimmer gewährten. An jeder Seite dieser Thür standen auf Postamenten von Marmor zwei Meisterwerke der Antike und der Neuzeit: die medicäische Venus und die Victoria von Rauch, vortrefflich nachgebildet, Alicia's größte Schätze, auf denen in diesem Moment ihr Blick, zwar matt und halbgeschlossen, aber doch mit einem Ausdruck stiller Bewunderung ruhte. —

Halb in der offenen Gartenthür saß eine ältliche Frau, in anständigem, grauem Kleide, ein schwarzes Spitzenhäubchen auf den bereits ergrauten Haaren, ein mildes, bleiches Gesicht, mit klugen, treuen Augen, die sie von Zeit zu Zeit auf das Antlitz des jungen Mädchens heftete, fragend und

forschend, wie die stumme Gesellschafterin der Madame Barry, aber mit einem ganz anderen Ausdruck, als diese. Auch sie arbeitete fleißig an einer weiblichen Arbeit und auch hier bedurfte es keines großen Scharfblicks, um sogleich in diesen zwei Personen Herrin und Dienerin zu erkennen. —

Es war sehr warm im Zimmer, denn die hereinströmende Luft war so gesättigt von Sonnengluth und Sommerhitze, daß sie keine Kühlung bringen konnte. Das junge Mädchen mochte von dieser gesteigerten Temperatur unangenehm berührt sein. Es stieß einen leisen Seufzer aus und strich mit der Hand über die Stirn. Dann blieb es wieder eine Zeitlang in derselben ruhenden Stellung. —

Die Blicke der Frau ruhten einen Moment auf dem Antlitz ihrer jungen Herrin, als diese den stöhnenden Laut hatte vernehmen lassen. Es lag ebenso viele Sorge, als Liebe in diesem Blick, aber auch sie schwieg. —

Das Antlitz, das sie betrachtete, war bleich und von fast durchsichtiger Weiße. Das feine Mousselinekleid, das in weichen Falten den zarten Leib umfloß, war kaum weißer und durchsichtiger als diese Wangen und Stirn, die von dichten, blonden Locken umflossen waren. Die Augen waren blau, von jener tiefen, schimmernden Bläue, die sel-

ten mit einer starken Gesundheit verbunden ist. Ein bläulicher Ring umgab sie und die langen, dunklen Wimpern warfen einen leichten Schatten auf diese blasse Wangen. Das Untergesicht war keineswegs hübsch: die Nase zu vorspringend, der Mund zu groß für das schmale Profil. Eine ihrer Hände ruhte in ihrem Schooße, während die andere das Haupt ein wenig stützte. Die Hand, welche sichtbar war, hatte den zarten Bau und die durchsichtige Blässe, die den Neid der Frauen, die Bewunderung eines Künstlers und die Besorgniß eines Arztes hätte erregen können. — Aus den Falten ihres Gewandes guckte die Spitze eines Kinderfüßchens hervor, das in einem grünen Saffianschuh steckte, der reich mit Goldstickerei verziert war. —

Eine ganze Weile blieb es noch still im Zimmer. Die Nadel, welche die fleißige Hand der Frau führte, fuhr leise knirschend durch den Stoff, den sie verarbeitete. Die Augen des jungen Mädchens hingen noch immer mit demselben matten, aber zärtlichen Ausdruck auf der Victoria, nachdem sie lange auf der Venus geweilt hatten.

Endlich hob sie sich ein wenig aus ihrer ruhenden Stellung und sagte mit einer unbeschreiblich lieblichen und sanften Stimme:

„Schiebe mir den Divan ein wenig näher an

die offene Thüre, gute Beatrix, die Hitze ist heut' Nachmittag fast unerträglich!"

Die Frau erhob sich sogleich und rollte den leichten Divan der Gartenthüre näher zu. Dabei betrachtete sie wieder forschend und zärtlich das Antlitz des jungen Mädchens mit den schlaffen Zügen und den matten Augen.

„Ihnen ist heut' nicht wohl, Fräulein!" sagte sie halb fragend, halb überzeugt.

„Nicht besonders, gute Beatrix; mir ist in der letzten Zeit oft recht schlecht gewesen. Die Bäder von Pyrmont haben mir nicht gut gethan. Ich weiß nicht, wie es kommt!" —

„Man sagt ja immer, die guten Folgen einer Stahlbrunnenkur kommen erst später nach," beruhigte die Frau, die bei Alicia stehen geblieben war, „lassen Sie uns das Beste von der Zukunft hoffen, liebes Fräulein!"

Die zarte Hand des jungen Mädchens faßte die harte, knochige Hand der Frau.

„Gute Beatrix," sagte sie sehr sanft, „spare diese Redensart, bis wir bei Mama sind. Für sie ist sie ganz vortrefflich, und wenn Du willst, auch für den Doctor Herz. Wenn wir Beide aber allein sind, lass' uns aufrichtig mit einander reden. Sage mir nicht Dinge, von denen Dein Herz

nichts weiß. Ich lese in Deinen treuen Augen, daß Du mich nur beruhigen willst. Ich bin aber wirklich nicht unruhig über mich. Ich weiß, daß ich sehr zart organisirt bin, ich weiß, daß meine Kräfte nicht zunehmen und daß ich auf kein langes Leben zu rechnen habe und bin deßwegen durchaus nicht besorgt. Warum auch? — Seit dem Tode meines Vaters hat mein Leben ohnehin keinen großen Werth für mich. Ich sage damit nicht, daß ich wünschte, zu sterben. Das wäre ja unnatürlich bei meinen achtzehn Jahren und eine Lüge, wenn ich's sagte. Aber ich würde mich weder ängstigen, noch darum trauern, denn der Weg, den er vor mir gewandelt ist, kann ja nicht so schrecklich sein, wie schwache Seelen ihn sich vorstellen, und führt mich ohnehin zu ihm. Gieb mir noch zehn bis zwanzig Jahre zum Leben — was weiß ich? Ich werde gern fortleben, genießen, was sich mir bietet, Alles thun, was ich kann, meine Gesundheit zu befestigen, aber mein Auge wird unbeirrt vor sich sehen und die innere Stimme, die ich oft vernehme, wenn ich allein bin, wird mich immer an das schnelle Ablaufen des Sandes in meinem Stundenglase erinnern." —

Während Alicia so mit steigender Erregung sprach, hatte sie sich ganz emporgerichtet. Ihre Au-

gen hatten alle Mattigkeit verloren und ein zartes Roth erschien auf ihren blassen Wangen.

Die Frau hatte dem jungen Mädchen mit der höchsten Ueberraschung, aber auch mit tiefer Wehmuth zugehört. So hatte Alicia noch nie zu ihr gesprochen. Sie fühlte sich erschreckt und doch machtlos einer so festen Ueberzeugung gegenüber, die sich selbst zu einem frühen Ende verurtheilte, obgleich sie von Glanz und Reichthum umgeben und ihr ein Loos zugefallen war, um das Tausende ihrer Mitschwestern sie beneideten. Sie bedachte in ihrer sorgsamen Liebe nicht, wie oft der Mensch sich selbst täuscht, wie oft er sich vorbereitet wähnt, das kostbare Gut des Lebens hinzugeben, wenn es von ihm gefordert würde, wie er sich aber trotzdem mit Schaudern und Entsetzen von der ernsten, geheimnißvollen Macht abwendet, der wir Alle unterliegen, der Eine früher, der Andere später. Sie kannte die Schwärmerei der Jugend nicht, oder vielmehr, sie hatte sie wieder vergessen, die mit dem Höchsten tändelt und der das Schwerste leicht ausführbar zu sein dünkt. Sie glaubte an das Vertrauen des Kindes vor ihr, das es selbst in seine schwachen Kräfte setzte, „die süße Gewohnheit des Lebens“ hinzugeben und mit der Ruhe des Philosophen und der Lebensmüdigkeit eines hundertjährigen Greises „die blauen Dinge

jenseits des Grabes" anzuschauen, von denen uns noch nie eine Kunde geworden ist. —

Sie schwieg daher einen Augenblick, um sich zu sammeln, ehe sie eine Antwort gefunden hatte, und sagte dann etwas heftig:

„Um Gotteswillen, welchen Gedanken geben Sie sich hin! Sie, so jung, so reich, so liebenswürdig, mit Ihren Ansprüchen auf ein langes, glänzendes Leben, Sie tragen sich mit Todesahnungen umher! Wenn das der selige Herr Vater gehört hätte oder die Frau Mama wüßte! Ei, ei, mein liebes, herziges Fräulein, wenn ich nun aus der Schule schwatzte und ihr das Alles wieder erzählte? —" —

„Und was wäre das denn Großes, meine gute Beatrix?" Die Mutter würde mich schon verschmerzen, glaube ich, und sonst habe ich ja Niemanden, der um mich trauern würde, Dich vielleicht ausgenommen, Du alte, treue Seele!" —

Dabei reichte sie eine ihrer feinen, weißen Hände der hinter ihr stehenden Frau hin, welche diese ergriff und hastig an ihre Lippen zog. Eine tiefe, innere Bewegung malte sich dabei in den welken Zügen der treuen Dienerin, die um Alicia seit deren ersten Lebensjahren gewesen, sie treu gepflegt und gewartet hatte und nun, Dank der Anordnung des

seligen Herrn Barry, so lange sie lebte, in seiner Familie bleiben sollte.

Durch die dankbare Anhänglichkeit des jungen Mädchens an die treue Pflegerin ihrer Kindheit war ihre Stellung aus der einer Bonne sehr bald zu der einer Gesellschafterin gestiegen und Frau Beatrix, die in ihrer Heimath jenseits des Oceans Niemanden hatte, der nähere Anrechte an sie besessen hätte, war mit Freuden ihrer jungen Herrin gefolgt und wachte nun mit der Geduld einer Wärterin und der Sorge einer Mutter über der schwachen Gesundheit Alicia's, die, anstatt in der veränderten Luft Europa's zu erstarken, eher schwächer geworden war. Daß auch in ihrer Seele schon oft ähnliche Gedanken aufgestiegen waren, wie die, welche der Mund des jungen Mädchens soeben ausgesprochen hatte, war unzertrennlich von der ängstlichen Liebe der guten Frau, aber sie hatte sie immer in die Tiefe ihres Herzens geschlossen und keine Miene, kein Wort hatten jemals verrathen, was ihr Inneres barg.

Desto mehr erschrak sie nun vor Alicia's Aeußerung und wie man gerade dann, wenn man selbst von einer Sache innerlich überzeugt ist, die man laut negirt, am allerlautesten dagegen streitet, so erging es auch ihr, indem sie ihr mit großer

Beredtsamkeit alle Vortheile ihrer Geburt, Jugend und Schönheit vor die Seele führte (Frau Beatrix glaubte in der That, nie etwas Schöneres gesehen zu haben) und endlich ihre lange, heftige Rede mit den Worten schloß:

„Und der junge Herr Voges? Ich meine nicht den Herrn Alphons in Newyork, sondern den Herrn Erwin! — Was würde der sagen, wenn er Sie eben gehört hätte? — Nein, mein liebstes Fräulein, wer so viel Liebe besitzt, wie Sie, der sollte wahrlich nicht solch' unsinniges Zeug schwatzen.“ —

Ein zartes Roth, wie der erste Hauch der Morgenröthe am dunklen Himmel, erschien und verschwand auf den blassen Wangen Alicia's bei Nennung dieses Namens, ohne daß die eifrige Frau etwas davon bemerkt hätte. Aber ihre Stimme war ganz so ruhig und leise wie vorher, als sie antwortete:

„Dank Dir für Deine Liebe, gute Beatrix! Du hast Recht, ich bin wirklich undankbar, wenn ich sage, ich hätte Niemanden, der meinen frühen Tod beweinen würde. Die Mutter thut ja Alles für mich, was in ihren Kräften steht. Es ist nicht ihre Schuld, daß ihr Herz mehr an Esther hängt, die so schön, so klug, so gesund, kurz Alles ist, was ich nicht bin, freilich ohne meine Schuld. Sie würde mich

sicher ein wenig beweinen und auch Du, meine treue Beatrix, und Erwin käme auch vielleicht einmal, mein Grab zu besuchen, und würde denken: Es ist doch Schade um ein so junges Leben! — Ich will besser werden, Beatrix, gewiß, das will ich! — Ich will dankbarer werden und das, was ich besitze, nicht länger gering achten für das, was mir abgeht. Ich will versuchen, das Leben zu lieben, das alle Welt liebt; ich will Blick und Herz von dem einsamen, prächtigen Grabe meines Vaters abwenden, versuchen, der Mutter Liebe zu gewinnen, und nicht länger warten, bis sie mir sie entgegenträgt, wie mein Vater that. Ach, der gute, theuere Vater! Beatrix, lehre mich, ihn zu vergessen, damit ich wieder Freude am Leben finde!" —

Ein heftiges Schluchzen unterbrach diese traurigen Gedanken eines überspannten Herzens, das in der Größe seines Schmerzes schwelgte und eine Art Wollust in der Idee fand, er könne ewig währen. Lächle doch Niemand über diese Ueberspanntheit der Jugend! Sie hat nun einmal das Privilegium, zu extravagiren, gleichviel ob genommen oder bewilligt. Das macht, ihre Gefühle sind noch so frisch und unverbraucht, daß sie einem tiefen Bache gleichen, der aus seinem Ufer tritt und Wiesen und Felder überströmt. Laßt doch den Bach schäumen

und tosen! Er wird sein ebenes Bett schon wieder finden und gelassen und zahm dem großen Strome entgegeneilen, in dessen mächtigen Wogen er endlich spurlos verschwindet! —

Alicia war im Grunde eine leidenschaftliche Natur. Sie kannte starke Affecte und mächtige Gefühle, aber ihre frühe Kränklichkeit hatte die hochgehende Fluth eingedämmt und der Tod ihres Vaters einen feinen Schleier der Wehmuth darüber gebreitet, durch deren zarten Flor sie die Stärke und Gewalt ihrer Gefühle weniger deutlich erkennen konnte. Wer sie nicht näher kannte, hätte sie für ein stilles, ruhiges Gemüth gehalten, ohne große Freuden, ohne tiefen Schmerz. Wer sich jedoch die Mühe gab, öfter in den reinen Spiegel dieser jungfräulichen Seele zu blicken, der würde über die Tiefen und Untiefen desselben erstaunt gewesen sein.

Madame Barry hatte nie Zeit und Liebe genug gehabt, um in dem Herzen ihres Kindes zu lesen. Sie war hierzu viel zu viel Weltdame gewesen, Alicia hatte ihr stets zu fern gestanden und die schüchterne Gluth ihrer jungen Seele hatte sich in natürlicher Scheu vor dem kalten, liebeleeren Mutterherzen unter einer ruhigen, unbewegten Außenseite verborgen, die diese für ihr eigenstes Wesen

hielt und sich mit Bedauern von einem so unerschütterlichen Phlegma abwandte, das zwar durch ihre Kränklichkeit zu entschuldigen, aber nichtsdestoweniger zu bedauern war, da es ihr nie erlauben würde, etwas aus sich zu machen.

Hätte sie in diesem Moment das blasse, von tiefer Leidenschaft des Schmerzes erregte Gesicht ihres Kindes sehen können, sie würde sich sicher erstaunt gefragt haben, ob das auch wirklich dasselbe gefühllose Mädchen wäre, wie sie es stets gesehen. —

Frau Beatrix kannte den Liebling ihres Herzens besser. Vor ihr hatte sie nie ihre Gefühle verborgen, weder Freude noch Schmerz. Vor ihr hatte sie in kindlicher Lust gejubelt, waren ihre kindischen, so schnell versiechten Thränen geflossen, bis sie den schmerzlichen Thränen der Waise gewichen waren, die sie nicht einmal in Gegenwart ihrer Mutter weinen konnte. Vor ihr scheute sie sich nicht, von ihrer Sehnsucht nach dem verstorbenen Vater, ihrem Heimweh nach dem fernen Vaterlande zu sprechen, ihr theilte sie das Unbehagen, den Ueberdruß mit, die sie stets in den glänzenden Gesellschaften, auf den luxuriösen Bällen empfand, die ihre Mutter gab oder auf die sie dieselbe begleiten mußte, strahlend von modischem Putz und beladen

mit Juwelen, Blumen und Spitzen, wenn es ihr nicht gelungen war, sich unter irgend einem Vorwand davon frei zu machen. Ihr theilte sie heut' zum ersten Male die stille Todesahnung mit, die sie schon lange mit sich umhergetragen hatte, und jetzt legte sie auch das bleiche Antlitz mit den müden, blauen Augen an den Busen der treuen Freundin, die durch Geburt und Reichthum zwar von ihr weit getrennt, aber im Herzen näher stand, als irgend Jemand, weder Mutter, noch Schwester.

Die welken Hände der ältlichen Frau glitten liebkosend über die Wangen des jungen Mädchens. Ihre Lippen zuckten, als wollten sie schmeichelnd den Mund berühren, der eben noch so traurige Dinge gesprochen, aber sie blieben geschlossen. Der Instinkt der Liebe sagte ihr, daß der Schmerz kindlicher Liebe zu heilig sei, um ihn durch profane Redensarten zu stören, und daß er am ehesten seine Heftigkeit verliere, wenn es sich ungestört ausbluten könne in sanften, wohlthuenden Thränen. —

Wirklich flossen diese noch ein Weilchen still und langsam, dann aber versiechten sie und Alicia richtete das Haupt empor, strich die Locken von der Stirn und sagte ruhig:

„Ah, das hat mir wohlgethan! Dank Dir, meine

treue Beatrix! Jetzt ist's vorüber. Die Thränen sind versiecht und alle Bitterkeit und aller Lebensüberdruß sind aus meinem Herzen verschwunden. Das Leben lächelt mir wieder und mir ist, als könne es noch lange währen und ich noch recht glücklich werden. Lege mir das Kissen dort unter den Kopf; Du weißt ja, welches ich meine. Der Vater legte stets sein Haupt darauf, wenn er recht unwohl war, und wenn ich darauf ruhe, glaube ich auch, daß mir besser wird! — Ich habe Dich wohl sehr mit meinen albernen Reden betrübt, nicht wahr? Schilt mich nur aus, ich habe es verdient. Mir war aber auch so schwer um's Herz; ich meine, die schwüle Luft hat meine Nerven niedergedrückt. Ich armes Geschöpf! — Ich lasse mich so von meinen dummen Nerven beherrschen und sollte mich lieber mehr zusammennehmen, aufstehen, musiciren, lesen oder malen. Aber heut' darf ich wohl faulenzen? An diesem Tage, der mir vor drei Jahren mein Alles raubte, darf ich mich nicht schämen, ganz meiner Erinnerung zu leben, nicht wahr, Beatrix?" —

Ein Geräusch, wie von nahenden Tritten, wurde im Nebenzimmer hörbar. Frau Beatrix zog sich auf ihren früheren Sitz zurück und nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf. Alicia richtete sich

empor und Erstaunen malte sich in ihren Zügen, als sie erkannte, wer es war.

Madame Barry erschien in der offenen Thür. Sie blieb einen Augenblick darin stehen und betrachtete die Gruppe vor sich, dann gab sie der Bonne einen Wink, sich zu entfernen, und trat rasch auf ihre Tochter zu, die mit einem leichten Anflug von Röthe auf den Wangen ihr ein Paar Schritte entgegenkam.

Als Mutter und Tochter sich allein sahen, faßte Madame Barry die Hand des jungen Mädchens mit ihrer Rechten, welche diese ergriffen und ehrfurchtsvoll an ihre Lippen gedrückt hatte. Ihr Gesicht zeigte einen gütigen, fast liebevollen Ausdruck, als sie sie neben sich auf den Divan zog, und ihre Stimme hatte den ganzen Zauber, welchen sie annehmen konnte, wenn sie den Weg zu einem Herzen finden wollte, als sie sagte:

„Ich bringe Dir Grüße von Esther, mein Kind. Madame Lormand hat dies Mal allein geschrieben und Esther leider kein Wort hinzugefügt. Aber sie trägt mir herzliche Grüße auf für mich und auch für Dich, meine liebe Alicia. Und sieh' einmal her! Diese Photographie habe ich wieder bekommen, wie schön das Mädchen wird! — Ich habe

mich sehr darüber gefreut, gerade heut', an einem für mich so traurigen Tage, diesen Brief zu erhalten, und mein Herz fühlt sich gedrungen, diese Freude mit Dir, dem einzigen Kinde, das ich um mich habe, zu theilen."

Alicia betrachtete eine Zeit lang das Portrait ihrer Schwester, das allerdings Züge von regelmäßiger Schönheit und große, sprechende Augen zeigte. Sie schien ganz versunken in dieser Betrachtung, denn es dauerte lange, ehe die gütige Ansprache der Mutter eine Antwort von den zögernden Lippen ihrer Tochter bekam. Augenscheinlich bedurfte sie längere Zeit, als sonst erforderlich ist, ein Wort der Entgegnung zu finden. Sie war zu überrascht von der Güte ihrer Mutter, an die sie nie gewöhnt gewesen war. Dies Bedürfniß, ihre Freude mit ihrem Kinde zu theilen, das heut' die Mutter zu ihr führte, war diesem völlig neu. Sie hatte ihr nie die Briefe, die sie aus Lausanne erhalten, mitgetheilt, oder wenn es je geschehen war, so war's zufällig gewesen, wenn Alicia sich gerade im Salon ihrer Mutter befand und diese einigen ihr nahe stehenden Damen mit freudestrahlenden Augen von den lobenden Ausdrücken erzählte, mit denen Madame Lormand, eine strenge, gewissenhafte Frau, ihrer Esther Erwähnung gethan hatte. Daher war's

nicht mehr als natürlich, daß diese so spät erwachte Liebe sie auf's Höchste überraschte. —

Madame Barry ließ ihre klugen Augen in dem Gesicht ihres Kindes lesen, das so unverstellt, so offen alle Eindrücke ihres Gemüths wiedergab. Sie verstand dieses lange Schweigen sehr gut, diese stumme Betrachtung der ihr so wohlbekannten Züge und so eitel sie auch sonst in Bezug auf Esther war und wie jedes dieser gespendete Lob ihr ebenso wohl that, als hätte sie es selbst geärndtet, so war sie doch nicht blind in diesem Augenblicke und wußte ein Schweigen zu deuten, das keine Bewunderung war.

Schon wollte sie einer leichten Regung von Unwillen Raum geben, der in ihr erwachte, aber sie unterdrückte sie schnell wieder und sagte, ebenso freundlich, wie vorher:

Nun, Du antwortest mir ja nichts, mein liebes Kind? So groß kann doch die Veränderung mit unserer Esther seit einem Jahre nicht sein, daß Du ganz davon hingerissen wärest! Man sollte meinen, Du sähest Deine Schwester heut' zum ersten Male!" —

Alicia raffte sich gewaltsam zusammen, gab ihrer Mutter das Portrait zurück und erwiederte, jedoch ohne die Augen aufzuschlagen:

„Ich danke Dir, liebe Mama, daß Du Dich herbemüht hast, um mir eine Freude zu machen.“ —

Sie stockte. An solche Unterhaltung war sie nicht gewöhnt.

Madame Barry fühlte sich unangenehm berührt. Sie nahm diese Schüchternheit, die bei einem ungeliebten Kinde der kalten Mutter gegenüber so natürlich war, für Beschränktheit und zuckte die Achseln, wenn der Gedanke an Erwin's Liebe wieder vor ihre Seele trat, um derentwillen sie ja hier war, und wieder erinnerte sie sich jenes Worts, das sie noch vor Kurzem zu sich gesprochen hatte: „Das arme Kind hat wirklich viel Glück!“ —

Alicia merkte nichts von dieser eben nicht schmeichelhaften Gesinnung ihrer Mutter für sie. Sie sollte Komödie spielen und konnte es nicht, denn so arglos sie auch sonst allen Anderen gegenüber war, hier fühlte sie instinktiv, daß ihr Verstellung entgegentrat und ein leises, tiefes Weh zog ihr Herz zusammen. Wie glücklich wäre sie gewesen, hätte sie an die Wahrheit dieser Liebe glauben dürfen! — Aber davon sollte ihre Mutter nichts merken, um keinen Preis! Ruhig fragte sie daher:

„Wenn glaubst Du, daß Esther nach Hause kommt, Mama!“ —

„Das kann ich noch nicht bestimmen,“ ent-

gegnete Madame Barry, „ihre Rückkehr hängt noch von Umständen ab, die ich nicht in meiner Hand habe und um derentwillen ich jetzt ein Wort von Herzen zu Herzen mit Dir reden will.“ —

Alicia's Erstaunen wuchs von Minute zu Minute. Von Herzen zu Herzen? — Wie kam's, daß sie heut' zum ersten Male in ihrem achtzehnjährigen Leben dies Wort von ihrer Mutter hörte? — Ihre Neugier wurde rege. Ihre Augen erweiterten sich und blickten groß und fragend in das ruhige Antlitz vor ihr, in dem sie jetzt nur Liebe und Güte fand. —

„Ehe ich jedoch mit Dir über dies Thema spreche,“ fuhr sie fort, als hätte sie den fragenden Blick ihres Kindes nicht gesehen, „habe ich Dir eine Freude aufgespart, vielleicht eine noch größere, als die erste. Ich bringe auch für Dich einen Brief und rathe einmal, von wem?“ —

Dabei zog sie den zierlichen Brief aus ihrem Busen, bei dessen unbekannter Handschrift wir sie so nachdenklich gesehen haben. Beim Anblick desselben jedoch verließ Alicia der letzte Rest ihrer so mühsam erhaltenen Fassung. Sie streckte hastig die Hand danach aus und eine tiefe Purpurröthe bedeckte ihre blassen Wangen. Ein Blick genügte

der Menschenkennerin neben ihr, zu sehen, daß sie recht gerathen habe. —

„Ich habe ihn dem Lorenz abgenommen, der ihn Dir gerade bringen wollte," fuhr sie gelassen fort. „Heut', mein theueres Kind, will ich einmal die Freude haben, Dir frohe Ueberraschungen zu bereiten. Es ist stets ein dankbares Geschäft, Jemanden Briefe einzuhändigen, wenn dieser den Absender lieb hat. Aber ich werde es unserem Erwin schon sagen, wenn er heimkommt, daß es nicht hübsch von ihm ist, nie einen Gruß für seine Tante mitzusenden!" —

Alicia wollte den Brief ungelesen neben sich legen, aber die Mutter wollte nichts von solcher Rücksicht wissen.

„Lies nur, mein Kind!" sagte sie sehr gütig, „ich werde unterdessen das Album mit den Photographieen der Kaulbach'schen Wandgemälde besehen, welches ich hier gerade finde. Es wäre ja zu grausam, wollte ich Dich von solcher angenehmen Lektüre abhalten."

Während das junge Mädchen mit großer Verlegenheit und hochgerötheten Wangen den Brief las, blätterte Madame Barry in den herrlichen Copieen herum, von denen sie soeben gesprochen hatte. In Wirklichkeit aber sah sie nur wenig

davon. Sie betrachtete verstohlen das Antlitz ihrer Tochter, das in lieblicher Offenheit die ganze Freude ihres Herzens bei Lesung dieser herzlichen Zeilen wiederstrahlte, die der Brief enthielt. —

Ein Gefühl von Triumph zog durch das kalte Herz dieser Frau, als sie sie gewahrte; ein unnatürliches Gefühl, denn die Liebe diktirte es nicht, sondern nur die Genugthuung, ihr Kind bald glänzend in der Welt dastehen zu sehen, nachdem sie ihm schon alle Ansprüche darauf abgesprochen hatte.

Als Alicia den Brief zusammenfaltete und bei Seite legte, schlug auch sie die Blätter des Albums zusammen, als hätte sie nichts Anderes gedacht, als diese zu bewundern, und sagte:

„Es ist doch etwas Herrliches um diese Kunst, die nackte Leinwand so mit blühenden, lebenswarmen Farben und Formen zu füllen! — Wie glücklich sind wir, daß wir auf dem erforderlichen Standpunkte geistiger Ausbildung stehen, um diese zu erkennen und nach Verdienst zu würdigen!" —

Dann, als das junge Mädchen in leicht erklärlicher Befangenheit noch immer schwieg, setzte sie ganz unbefangen hinzu:

„Nun, meine Kleine, was hat Dir denn der Brief Schönes gebracht?" —

„Erwin kehrt zurück," antwortete die leise Stimme Alicia's, „bald, in einigen Tagen schon." —

Wieder hielt sie inne, denn die forschenden Blicke ihrer Mutter verwirrten sie immer mehr.

„Und weiter nichts?" —

„Lies selbst, Mutter," sagte sie in unbeschreiblicher Verwirrung, nicht fähig, etwas Anderes zu erwiedern. —

Darauf hatte Madame Barry nur gewartet. Sie entfaltete den Brief schnell, trotzdem sie das Gefühl nicht ganz unterdrücken konnte, wie undelikat sie in diesem Augenblick handle, und las:

„Tausend Dank, liebe Alicia, für Ihren letzten Brief, der mich bereits auf der Heimreise traf. Ich war in Brescia, wo ich nur einen Tag verweilen wollte, aber auf einen Brief vom Vater warten mußte, dessen Inhalt mir zur Weiterreise unentbehrlich war. So blieb ich einige Tage dort und siehe da, ich erhielt neben dem erwarteten mit der Anweisung den unerwarteten von ma chère cousine, der mich unendlich erfreute. Von Brescia ging ich über Bergamo in's Val Tellina und von dort über den Bernina in's Engadin." —

„Ich will nicht versuchen, Ihnen eine genaue Beschreibung dieser wunderbaren Natur zu machen, die mich hier umgab, nur erzählen von den beiden

Seen auf dem achttausend Fuß hohen Bernina. Denken Sie sich zwei Seen unmittelbar neben einander, kaum durch einen schmalen Fußpfad getrennt, auf dem nur ein Mensch zur Zeit gehen kann. Der eine licht, klar, durchsichtig wie Bergkrystall, der andere schwarz, finster, schauerlich, still und unbewegt, beide aber von einer Tiefe, die noch Niemand ergründet hat. Gletscher und starre Felsen umgeben diese zwei Gewässer, kein grüner Halm belebt das einförmige Grau des Gesteins, kein Laut dringt an unser Ohr, Alles kahl, todt und stumm! — Denken Sie sich mit Ihrer lebhaften Phantasie dies Bild ganz aus! Ich beschreibe es nicht weiter!"

„Am Fuß des Bernina nahm mich Pontresina auf, ein sauberes Dörfchen, wunderbar schön zwischen himmelhohen Felsen eingeklemmt, die das dunkle Grün der Arven bedeckte, die zwei Riesengletscher Mortaratsch und Rosedsch ganz nahe. Am Fuß des ersteren habe ich wol eine Stunde gesessen, neben mir das tosende, über Felsen, Klippen und Arvenwurzeln stürzende Eiswasser, das der Bernina herunterwirft, vor mir der Eiskoloß des Mortaratsch, grünlichgrau, senkrecht herabfallend, die Flanken starrend von ewigem Schnee, unten weißes Geröll, Zerstörung und Tod, soweit das Auge dringt!" —

„Als die Sonne unterging, war ich auf dem Heimwege zum Dörfchen. Ich setzte mich auf einen Felsblock, dem Gletscher gegenüber. Goldenes Licht umfloß, überströmte ihn. Der todte Riese sah aus wie flüssiges Gold. Der Abendhimmel über ihm war heiter, blau und lachend. Sonnenreflexe spielten auf den Schneehügeln, die ihn umgaben."

„O, Alicia, wie schön ist doch die Welt! — Ich wollte, Sie wären bei mir gewesen und hätten mit mir diesen Anblick genießen können! — Hier wünschte ich mir ein fühlendes, verständnißvolles Wesen zur Seite, Sie oder meinen Freund Adalbert. Am Fuß des Gletschers freute ich mich, daß ich allein war. Niemanden, selbst nicht den Theuersten, den ich besitze, hätte ich bei mir haben mögen." —

„Von den acht Tagen, die ich im Engadin zugebracht habe, erzähle ich Ihnen, wenn ich heim bin. Ich weiß, wie die Bergnatur auf Sie einwirkt, wie der kleine Blick, den Sie in die Schweiz gethan, Sie entzückt hat. Ich will Ihnen Alles selbst erzählen und freue mich darauf, wie ein Kind auf den Christabend. Solche Genüsse in der Erinnerung mit einem Wesen zu theilen, das uns versteht, ist ein so feiner, aber auch so intensiver Genuß, daß der Gedanke daran mir den an mein ödes, in-

haltsleeres Leben in der Heimath vor der Hand vergessen machen könnte." —

„Ich will Ihnen nur flüchtig sagen, daß ich im Engadin alle Sehenswürdigkeiten dieses wunderbar schönen Bergthales genossen, dann über den steilen Malojapaß in's Bergellesthal fuhr, an dessen Ende ich noch einmal den geheiligten Boden Italiens betrat und über den Comersee nach Mailand ging, wo ich mit meinem Freunde Adalbert zusammentreffen wollte."

„Lassen Sie mich von meiner Fahrt über den schönsten der italienischen Seen schweigen. Meine Feder ist zu arm, den Eindruck zu beschreiben, den er auf mich gemacht hat. Ich will nur sagen, daß, wenn ich einmal recht glücklich oder recht unglücklich würde, ich mir vom Himmel einen Aufenthalt an seinen Ufern erbitten möchte, als Linderung meiner Leiden oder als Vollendung meines Glücks. Mit Adalbert zusammen genoß ich den Anblick des herrlichen mailänder Doms, sah den l'arko del triumpho, dieses Meisterwerk moderner Architektur, saß mit ihm vor dem Abendmahl Leonardo's, das nur noch eine Reliquie ist, zerstört mehr von der Rohheit des Menschen, als von der Hand der Zeit; mit ihm fuhr ich über den Lago maggiore zu den boromäischen Inseln, von denen Isolo bella mich kalt

ließ, Isola madre mit ihren Aloen, Oleandern und Myrthen mich entzückte, vor Allem aber die einsamen Trauerweiden, die in Mitten des Sees zu stehen scheinen, ohne Halt, ohne Grund, die zitternden, hellgrünen Zweige tief in's Wasser senkend, mir ein Bild unvergeßlicher Schönheit und Poesie in die Seele geprägt haben. Ueber den St. Gotthard fuhren wir in einem Sturm, der den Riesenbau des Felspfades hinabstürzen zu wollen schien. Die Reuß tobte und wüthete in ihrem Fall und ihre weißen, zu Schaum geschlagenen Wasser spritzten hoch zu uns empor. Unten im Thal war's still und friedlich, und wenngleich der Vierwaldstädtersee grünlichgrau aussah und seine Wogen hoch gingen, war hier doch nur wenig von dem Unwetter zu merken, das uns die Großartigkeit des Gotthard erst recht augenscheinlich gemacht hatte." —

„Von Luzern aus schreibe ich Ihnen heute, liebste Alicia; ich bin eben heimgekehrt von dem Löwen, vor dem ich lange in stummer Bewunderung des nordischen Genius gesessen habe, der so volles, wirkliches Leben, Leiden und Sterben aus dem todten Stein herausgeschaffen hat. Morgen bin ich in Heidelberg und kehre von dort heim. Adalbert begleitet mich bis Frankfurt, wo er ein Paar Tage zu verweilen gedenkt und dann zu

mir kommt. Wie sehr ich mich über diesen Besuch freue, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Er ist mir fast unentbehrlich geworden, trotz seines seltsamen Wesens und seiner Sarkasmen, die Fremde abstoßen, weil sie ihn nicht verstehen, mich aber doppelt an ihn fesseln, da er mir selbst den Schlüssel dazu gegeben hat. Er freut sich auch sehr auf Sie, liebe Alicia. Ich habe ihm viel von Ihnen erzählt. Er weiß, daß Sie mir mehr geistig als leiblich verwandt sind und daß der Gedanke, Sie in der Monotonie meines dortigen Lebens zu wissen und mit Ihnen die heiligsten Interessen meines Herzens besprechen zu können, mir die Heimath lieb macht, an die mich sonst gar nichts fesselt."

„Ja, theuerste Alicia, ich freue mich aufrichtig, Sie wiederzusehen! — Dieses Jahr hat für mich große Wandlungen in seinem Schooße getragen. Ich bin nicht mehr derselbe, der ich fortging. Als Mann kehre ich heim, als ernster, willensstarker Mann. Mein Leben kennt hinfort nur einen Zweck, mein Herz nur einen Wunsch und Sie sollen die Erste sein, der ich mich entdecke und von deren Lippen ich mein Urtheil erwarte. Kampf steht mir bevor, ich weiß es, — aber er schreckt mich nicht! — Ich weiß, was mir zum Leben unentbehrlich ist, Sie selbst sollen mir Muth dazu ma-

chen, es mir zu erringen. — Für heut' lassen Sie mich schließen. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen in einigen Tagen! Immer und ewig derselbe! Erwin." —

Madame Barry hatte diesen Brief mit sehr getheilten Empfindungen gelesen. So deprimirt sie sich beim Beginn desselben gefühlt, so froh und hoffnungsvoll schlug ihr Herz, als sie ihn beendigt hatte. Welchen anderen Wunsch konnte der junge Mann hegen, als die Hand derjenigen zu erlangen, die ihm den Gedanken an die Heimkehr versüßte? Freilich war sie zu welterfahren und kannte die Herzen der Menschen zu gut, um nicht zu fühlen, daß diese Worte nur warme, brüderliche Zuneigung verriethen, himmelweit verschieden von der Sprache heißer, begehrender Liebe, von der Herr Voges gesprochen hatte. Aber sie hütete sich wohl, sie etwas davon merken zu lassen, sondern faßte mit mütterlicher Zärtlichkeit die Hand ihrer Tochter, die bebend und erglühend neben ihr saß, und reichte ihr den Brief wieder hin, den sie sorgsam zusammengefaltet hatte. —

„Ei, ei," sagte sie mit freundlicher Stimme, „wie gut unser Erwin schreibt! — Und mit welchem tiefen Gefühl er alle Eindrücke seiner Reise wiedergiebt! — Wie man sich in den Men-

schen täuschen kann! Verbirgt er doch unter einer so kalten Außenseite ein so feuriges Herz!"

Madame Barry lächelte noch feiner und fuhr mit derselben Güte und Milde fort:

„Und hast Du eine Ahnung davon, mein Kind, worin der heiße Wunsch seines Herzens besteht, dessen Entscheidung er von Deinen Lippen hören will? Nun, warum wirst Du denn plötzlich so bleich und zitterst? — Ich glaube nicht, daß Du Grund hast, Dich zu ängstigen, denn wenn mich nicht Alles täuscht, so glaube ich, Dir den Schlüssel zu seinem Geheimniß geben zu können, ehe er selbst kommt. Erwin's Vater ist heut' bei mir gewesen. Er hat mir über Euch Beide gesprochen, über sein Kind und mein Kind. Verstehst Du mich, Alicia? — Erwin liebt Dich und hat sich seinem Vater entdeckt, aufrichtiger, als Du gegen mich gewesen bist! — Aber ich zürne Dir darum nicht! — Ich weiß sehr wohl die jungfräuliche Schüchternheit zu ehren, die Dir den Mund verschloß. Vielleicht hast Du es Dir selbst noch nicht gestanden, was ich in Deinem erglühenden Antlitz lese. Herr Voges hat in Erwin's Namen um Dich angehalten. Ich wollte aber erst mit Dir selbst reden, ehe ich ihm eine Antwort gab. Was soll ich ihm nun sagen, mein Kind?" —

Madame Barry vollendete nicht. — Ein leises Geräusch an ihrer Seite, einem halberstickten Stöhnen ähnlich, unterbrach sie. Ueberwältigt von so heftiger, ungewohnter Aufregung war die schwache Kraft des jungen Mädchens gebrochen. Alicia war ohnmächtig geworden. —

Drittes Kapitel.

Etwa eine Woche mochte nach diesen eben erwähnten Ereignissen vergangen sein. —

Madame Barry, heftig erschrocken über die Wirkung ihrer Enthüllung, hatte der Bonne geschellt und nach kurzer Zeit war es den Bemühungen Letzterer gelungen, die Lebensgeister des jungen Mädchens wieder zu erwecken. Am Busen der treuen Freundin schlug sie die Augen auf, um sie aber gleich wie entsetzt zu schließen, als sie das Antlitz ihrer Mutter trafen, und wurde erst wieder ruhig, nachdem sie lange und heftig geweint hatte. —

Madame Barry hatte wohl den entsetzten Blick ihres Kindes gesehen, sich aber keineswegs davon abhalten lassen, bei ihr zu bleiben und als Beatrix sie sorgsam auf den Divan gelegt und ihr einen erfrischenden Trank gereicht hatte, winkte sie dieser

abermals, sich zu entfernen, und nahm selbst den Platz an der Seite des jungen Mädchens ein. —

Gesprochen wurde jedoch nichts mehr von ihnen. Alicia schloß die Augen wie vor Ermüdung und, sei es nun, daß sie wirklich einschlief oder sich nur den Schein gab, genug, Madame Barry sah nach Verlauf einer Stunde ein, daß es heut' keinenfalls wieder zu einer Unterhaltung zwischen ihnen kommen würde, und verließ geräuschlos das Zimmer, Beatrix zu der Leidenden sendend, deren Gegenwart ihr so unendlich viel lieber war, als die ihrige.

Für heut' übrigens war sie zufrieden mit dem, was sie gehört und nicht gehört hatte. Der tiefe Eindruck ihrer Rede, der den ganzen Organismus ihres Kindes, selbst bis zur Ohnmacht erschüttert, hatte ihr genug verrathen. Erwin's Brief war zweideutig genug gewesen, um ihn nach Wunsch auslegen zu können, und wenngleich sie ihrem Schwager morgen kein unumwundenes Ja bringen konnte, so konnte sie es ihm doch in nächster Zeit versprechen.

Demnach beschloß Madame Barry diesen Tag der Erinnerung und Trauer sehr befriedigt und als sie spät am Abend noch einmal selbst in's Schlafzimmer ihrer Tochter ging, um zu sehen, wie es dem „lieben," „schwachen Kinde" ergehe, sagte ihr

Beatrix, daß dieses bereits schlafe, und sie legte sich mit dem Bewußtsein zur Ruhe, einen mächtigen Abschnitt ihres Lebens in der Entscheidung des Geschickes eines ihrer Kinder begonnen zu haben, mit der sie zufrieden sein konnte. —

Als es endlich in der großen, weitläufigen Villa still geworden war, glaubte Alicia sich sicher genug, um aufzustehen und ihre heiße Stirn in der lauen Sommernacht abzukühlen. Ihr Herz arbeitete heftig, sie fühlte sein Klopfen bis in die Schläfen hinauf. Ihre Hände brannten, ihr ganzer Körper war in nervöser Aufregung.

Frau Beatrix hatte sie erst eben verlassen. Alicia hatte die treue Dienerin fortgeschickt, deren Gegenwart ihr heut' zum ersten Male lästig gewesen war. Ungern und zögernd, aber dieser sanften Bitte folgend, hatte sie sie mit der Versicherung verlassen, heute Nacht ihre Matratze auf den Boden des Nebenzimmers zu legen, damit sie zu jeder Minute bei der Hand sein und ihr helfen könne, wenn sie etwas bedürfe. —

„Geh' nur ruhig schlafen, gute Beatrix," hatte das junge Mädchen ihr sehr gütig geantwortet, „ich werde Deiner nicht bedürfen. Mir ist ja schon viel besser und ich glaube noch immer, die Hitze hat das verursacht. Ich sagte Dir ja schon heut'

Nachmittag', daß meine dummen Nerven an Allem Schuld sind."

Frau Beatrix war durchaus nicht so fest davon überzeugt, daß die Hitze diese Ohnmacht verursacht hatte. Sie wiegte nachdenklich den grauen Kopf und sagte, als sie allein war:

„Was nur das Kind haben mag?" (Nach Mutter und treuer Wärterinnen Art war das junge Mädchen für sie noch immer „das Kind.") „Was nur die Mama hergeführt haben mag, sie, die sonst nie zu uns kommt? — Und was haben sie wol mit einander gesprochen? Gott mag's wissen! — Und einen Brief sah ich auf dem Tische liegen, der vorher nicht dagewesen war. Ob dieser die Veranlassung der plötzlichen Ohnmacht gewesen sein mag?" —

Nach diesem Monolog bereitete sie ihr Lager auf dem Boden des Zimmers, das an Alicia's Schlafgemach stieß. Es war das Ankleidezimmer derselben, ein reizendes, luxuriöses Gemach. Auf den parquetirten Fußboden legte sich die treue Dienerin nieder, aber nicht um zu schlafen, sondern bei dem leisesten Geräusche im Nebenzimmer bei der Hand zu sein. —

Als Alicia sich endlich allein sah, blieb sie noch eine ganze Weile auf ihrem Lager. Sie hatte sich aufrecht gesetzt, das volle Haar aus dem Ge-

sichte gestrichen und that nun einen langen Athemzug aus tiefster Brust. —

Ihre zarte Hand ruhte an ihrer heißen Stirn. Endlich stand sie auf, ganz leise und geräuschlos, öffnete vorsichtig das Fenster und sog nun in vollen, durstigen Zügen die erquickende Nachtluft ein.

„Ah, das thut gut!“ sagte sie, „unaussprechlich gut!“ —

Der Himmel war wundervoll klar und tiefblau. Die helle Sichel des Mondes stand ruhig und unbewegt da und die Sterne, die sie umgaben, waren von so köstlich goldenem Licht, daß der Anblick dieses stillen, glänzenden Nachthimmels wie mit einem Zauber auf das erregte Gemüth des jungen Mädchens wirkte. —

Die leisen Hauche der Luft kühlten das heiße Blut, der Sturm ihres Inneren, der sich nach außen Bahn gebrochen hatte, wurde allmählig ruhiger und ein unendlich wohlthuendes Gefühl von Frieden zog in ihr Herz, das noch vor Kurzem so ungestüm geschlagen und unter den forschenden Blicken der Mutter gezuckt hatte, wie der goldglänzende Käfer an der Nadel des Naturforschers. Es war ihr, als lege sich eine kühle Hand darauf, als klänge eine Stimme durch Nacht und Stille an ihr Ohr, die theuere, unvergessene Stimme ihres Va-

ters, und Alles, was sie in den letzten Stunden an Wonne und Weh empfunden, war vergessen in dem Frieden dieser stillen, mondbeglänzten Sommernacht. —

„Vater!" sagte sie mit tiefer Andacht in Blick und Stimme, „steh' mir bei! Ich weiß mir allein nicht zu rathen!" —

Dann aber flogen ihre Gedanken wieder zu Erwin, der sie liebte, sie begehrte, den sie lange im Herzen getragen, ehe sie selbst eine Ahnung davon gehabt hatte, zu ihm, der ihr gleich von der ersten Zeit ihres Hierseins an wie ein Bruder entgegengetreten war, ihr die neue Heimath zuerst erträglich, dann lieb gemacht, der sie verstand, wie kein Anderer, und den sie allein kannte, wie er wirklich war. Sie gedachte seiner Fortreise von hier, wie einsam sie sich gefühlt ohne ihn und nach dem sie sich gesehnt hatte wie nach ihrem verstorbenen Vater, ebenso schmerzlich, aber heimlich; an seine Briefe, die ihr große Freude bereiteten, so selten sie auch kamen, die ihr so viel Neues und Interessantes erzählten und sie einen Blick in's Leben thun ließen, wie sie es vorher noch nie gethan. Sie gedachte seiner herzlichen Bitte, ihr zu antworten, und wie sie sich anfangs gar nicht dazu hatte entschließen können. Was wußte sie

ihm auch zu schreiben? Von Gesellschaften, die er nicht liebte, von Bällen, die er vermied, von Putz und eitlem Tand, über die er lächelte? — Aber sie hatte sich doch daran gemacht, wenn auch mit Zagen, und ihm nur von ihrem inneren Leben erzählt, — von ihrer alten Heimath, die ja auch die seinige war und die er noch immer liebte, ebenso wie sie, von ihren Blumen, ihren Vögeln, ihrem Garten. Dieser Brief hatte ihm großes Vergnügen gemacht und er hatte sie gebeten, ihm hinfort öfter zu schreiben, Alles, was sie dächte und fühlte. Er habe sich stets eine Schwester gewünscht und jetzt sei es ihm, als wäre plötzlich dieser Wunsch in Erfüllung gegangen, und dann hatte sie ihm mit freudiger Zuversicht geantwortet und immer nur Alles geschrieben, was ihr Herz und ihren Geist beschäftigte. —

Heute nun war sein letzter Brief gekommen, der Vorläufer seiner selbst. Derselbe warme, brüderliche Ton hatte wieder daraus gesprochen und er hatte sich seiner Heimath gefreut, weil sie da war! — Aber wie kam's, daß sie sich seiner heut' nicht so freuen konnte? — Doch nur daher, weil ihre Mutter neben ihr saß, sie beobachtete und ihn dann selbst gelesen hatte. —

Alicia's Herz hätte vor Freude gejubelt, hätte

sie ihn allein lesen können. Aber diese Frau mit den kalten Augen und dem kalten Herzen, die neben ihr saß, bemüht, auf ihrem Antlitz die Gefühle ihrer jungen Brust zu erspähen, die sie sich selbst noch nicht einmal hatte gestehen wollen, sie hatte auch den Schleier von ihrem süßen Geheimniß gezogen und sie klar gemacht über sich selbst. —

Die Werbung seines Vaters war ihr wieder von ihrer Mutter gebracht, der die Natur das Recht dazu gab, das ihr Herz ihr versagte. Sie hatte von Erwin's Liebe zu ihr gehört, — eine andere, als sie bisher von ihm empfangen und gehofft, — eine bräutliche Liebe, der ihr eigenes Gefühl entgegenkam! — Aber immer wieder war es diese kalte Frau, deren Blicke sie verwirrten, deren Worte sie ängstigten, welche Zeugin von dem heiligsten Prozesse im Leben eines Mädchens wurde — und dies Bewußtsein hatte ihre Kraft gebrochen, so daß sie ohnmächtig zusammengesunken war! —

Jetzt aber war sie endlich allein! — Sie faltete ihre zarten Hände über ihre heftig wogende Brust und ihre Augen füllten sich mit den süßen Thränen des Glücks und der Liebe, die nur der keusche Strahl des Mondes sehen durfte! —

Es war lange nach Mitternacht, als sich das junge Mädchen endlich entschloß, ihr Lager aufzu-

suchen. Es dauerte lange, ehe sie einschlief, aber sie lächelte so süß und so heimlich, daß dies Lächeln noch um ihre Lippen spielte, als der erste Schein der Morgensonne durch die leichten Vorhänge fiel und auf dem blüthenweißen Kissen spielte, auf dem ihr liebliches Haupt ruhte. —

Etwa acht Tage nach diesem verhängnißvollen Abende wurden die Freunde der beiden verwandten Familien Voges und Barry durch zierliche, goldgeränderte Karten überrascht, die in parfümirten, reichvergoldeten Couverts umhergeschickt wurden und da die ganze haute volée der Stadt zu diesen Freunden gehörte, so gab es ein nicht geringes Aufsehen unter ihr. Sogar einzelne Herren von der Börse verschmähten es nicht, wenn sie von ihren täglichen Versammlungen an derselben heimkamen, ihren Frauen und Töchtern von dem Eclat zu erzählen, den diese so unerwartete Verlobung in allen Kreisen hervorgerufen, und prophezeiten den beiden, nun vereinigten Firmen eine Ausdehnung von unberechenbarer Dimension. —

Wer nun mit diesem glücklich getroffenen Familien-Arrangement zufriedener war, der Vater des Verlobten oder die Mutter der Braut, lassen wir dahingestellt. Man sah nur lächelnde Mienen und strahlende Blicke und das feine, blasse Gesicht der

Braut sah aus wie innerlich verklärt vor Glück und Liebe. —

Auch Erwin hatte sich seit seiner Abwesenheit sehr zu seinem Vortheil verändert und wenn man auch nicht behaupten konnte, daß er sein Glück sehr zur Schau trug und aus dem ernsten, gehaltenen Wesen herausgekommen war, das er immer gezeigt hatte, so mußte doch Jeder zugeben, er sei ein liebenswürdiger, junger Mann, von feinen Manieren und vollendeter Tournüre, wozu noch sein längerer Aufenthalt in der Fremde wesentlich beigetragen hatte. —

Nach Verlauf einiger Wochen fuhr das junge Paar bei besagten Freunden ihrer Familien vor, um die üblichen Gegenbesuche zu machen. Herr Senator Voges hatte, als galanter Mann, seiner kleinen Schwiegertochter eine reizende Equipage geschenkt, vor welcher zwei Goldfüchse mit prächtigem, silberbeschlagenem Geschirr muthig wieherten und die Erde mit ihren zierlichen Hufen stampften, — die weißen Mähnen und Schweife flatterten im Winde, wie der leichte Wagen durch die Straßen der Stadt fuhr und die Vorübergehenden konnten nur wenig von der kostbaren Toilette der Braut sehen, so viele Mühe sie sich auch deßhalb gaben, so schnell war Alles ihren Blicken entschwunden.

Erwin ertrug mit Widerstreben diesen Druck der Sitte und Etiquette. Sein freier Geist hatte sich ihnen nie gebeugt oder, wenn er sich dazu gezwungen sah, nur sehr ungern und unwillig.

Alicia fühlte sich, trotz ihres wahrhaft rührenden Glücks, gedrückt und geängstigt von seiner Mißstimmung und ihre sanfte Stimme bat ihn oft, ihr zur Liebe sich dieser Ceremonie zu fügen, von der ja jeder Tag ihn mehr befreite.

Der Kreis der Freunde wurde daher immer enger gezogen, und als der Letzte der am nächsten Stehenden die Ehre des Brautbesuchs empfangen, Erwin seine Verlobte selbst in den Wagen gehoben hatte, da seufzte der junge Mann so recht aus tiefster Brust, aber es war ein Seufzer der Befriedigung. —

„Gottlob, daß wir so weit sind!" sagte er, „und nun soll keine Macht der Welt mich zwingen, noch einen dieser „Segenswünsche" anzuhören, von denen alle Herzen so voll sind, als müßten sie zerspringen. O, Alicia, wie armselig sind doch diese Menschen, die uns keines Blickes, geschweige denn eines Worts würdigen würden, wärst Du nicht die Tochter der Madame Barry und ich der Sohn des Senators Voges! — Würde wohl einer dieser Glückwünschenden sich die Mühe nehmen, die Menschen Alicia

und Erwin in uns zu suchen und zu fragen, ob wir auch menschlich fühlen, menschlich leiden oder glücklich sind? — Für sie sind wir nur zwei Goldbarren, von denen jeder den anderen schwerer und der Beachtung dieser Krämerseelen würdig macht! Daß auch mein Vater und, wenn mich nicht Alles täuscht, auch Deine Mutter für uns gerechnet, gefeilscht und gehandelt haben, daß auch für sie unsere Verlobung nichts Anderes ist, als ein glücklich abgeschlossenes Geschäft, ein Kapital, das, gut auf Zinsen gelegt, sich von Jahr zu Jahr vermehren wird, — siehst Du, das macht mich oft so bitter, so wortkarg gegen die, welche mir eigentlich am nächsten stehen sollten, und ich kann nicht zu einem Gefühl von Dankbarkeit und Liebe gegen sie kommen. Ich fühle, daß ich nicht für sie passe, nicht in die Kreise, in die meine Geburt mich gestellt, nicht zu dem Beruf, den mein Vater für mich gewählt hat. Wäre Adalbert erst hier! An seinem starken Geiste muß ich den meinigen aufrichten, stählen für die schwere Stunde, die vor mir liegt. Wenn ich erst aus seinem Munde gehört habe, daß er meinen Entschluß billigt, für recht gethan hält gegen meinen Vater, gegen Dich und mich — dann sollst auch Du ihn hören und mich dazu ermuthigen oder davon abhalten!" —

Alicia schwieg zu diesen Worten; was hätte sie auch darauf erwiedern sollen? — Sie wußte ja schon aus seinem letzten Brief, daß seine Brust ein Geheimniß barg, welches er ihr bis heut' noch nicht hatte entdecken wollen oder können, nicht eher, als bis sein Freund Adalbert hier war, den sie jetzt mit Sehnsucht erwartete. — Dieser hatte seine anfängliche Absicht, Erwin nach einigen Tagen hierher zu folgen, aufgegeben und war vor der Hand in Frankfurt geblieben, von dort in den Taunus gegangen und trieb sich jetzt zwischen Ruinen, Fels und Wald umher, wie er an Erwin geschrieben, was dieser ihr aus seinem Briefe mitgetheilt hatte. Den Brief selbst hatte er ihr nicht gegeben, so sehr sie auch gewünscht, ihn zu lesen, aber ihn darum zu bitten, hatte sie nicht gewagt, denn ihre anfängliche Schüchternheit ihm gegenüber hatte sie noch immer nicht überwinden können. Sein ernstes, gehaltenes Wesen imponirte ihr je länger, je mehr und wenn auch seine innige Freundlichkeit und Güte ihrem Herzen wohlthaten, so sagte ihr doch ein dunkles Gefühl, das sich klar zu machen sie sich instinktmäßig scheute, daß es sie beseligen würde, wenn sie einmal einen wärmeren Charakter annähmen, der mehr mit ihren eigenen Gefühlen sympathisirte.

Nicht, daß sich Alicia davon verletzt gefühlt hätte! O, nein, sie war überaus glücklich und sah zu ihm mit einer Verehrung und Liebe empor, die doppelt groß, weil ungetheilt waren und sie nach der inneren Armuth ihres bisherigen Lebens durch seinen Besitz doppelt reich machten. Aber sie betrachtete sich neben ihm so klein, so unwerth seines Geistes, seiner Vorzüge, die das Auge der Liebe noch vergrößerte, daß sie sich oft im Stillen fragte, wie und ob sie ihm genügen würde? Dieser Gedanke machte sie still und wortkarg in seiner Nähe. —

Auch jetzt fragte sie, als einzige Antwort auf seine Exklamation: „Wann denkst Du, wird Dein Freund kommen, Erwin?“ — „Erst in einigen Wochen, wie er schreibt,“ antwortete er; „ich werde ihm aber keine Ruhe lassen und ihn dringend bitten, früher, wenn möglich schon zu der Nachfeier unserer Verlobung herzukommen, die zu veranstalten, mein Vater sich in den Kopf gesetzt hat. Es würde mich wahrlich betrüben, fehlte er mir bei diesem Feste!“

Alicia senkte unwillkürlich das Haupt. Dies letzte Wort hatte sie schmerzlich berührt, sie wußte selbst nicht, warum? Nur dessen war sie sich bewußt, daß *sie* nicht einer Freundin bedürfe, um dies Fest zu dem schönsten ihres Lebens zu machen.

Augenblicklich schalt sie sich jedoch wieder wegen dieses Gedankens. Sie konnte Erwin ja nicht mit ihrem Maaße messen und was sein reicher Geist für sich als nothwendig erachtete, mußte für sie zum Ueberflusse sein.

Schweigend legte sie den letzten Rest des Weges zurück und nachdem Erwin seine Braut in den Salon begleitet und noch eine Weile mit ihr geplaudert hatte, fuhr er zurück, dringende Geschäfte vorschützend, in Wirklichkeit aber um Adalbert's Brief noch einmal durchzulesen. —

Der Brief war nicht lang, nach Art seines Freundes, der weder lange Conversationen, noch lange Unterhaltungen liebte:

„Wäre der verdrehte Postbote eine halbe Stunde später mit Deinem Briefe gekommen, mein Junge, so wäre ich auf und davon und in Tagesfrist in Deiner eleganten Villa gewesen, wenn ich den modernen Grundsatz gelten lasse, daß das Eigenthum der Eltern auch das der Kinder ist. Umgekehrt angewandt, scheint es mir, daß Dein Alter dasselbe gemeint hat, als er Dich so Knall und Fall mit Deiner kleinen Cousine verlobte, denn wenn mich mein Scharfblick nicht täuscht, so verdankst Du seinen weisen Institutionen, vielleicht auch denen der Frau Schwiegermama in futurum

diesen plötzlichen Sprung an den Rand einer frühen Ehe, deren Verehrer Du sonst keineswegs zu sein schienst. Ob dieses würdige Paar, das eigentlich vom Himmel dazu bestimmt gewesen schien, eins in Wirklichkeit zu werden, den kleinen Back- und Goldfisch erst vorher um seine Meinung gefragt hat, wirst Du besser wissen, als ich, mein Junge. Jedenfalls bist Du noch gut dabei gefahren, denn nach ihren Briefen zu urtheilen, in die einen Blick zu thun Du mir manchmal erlaubtest ist sie ein liebenswürdiges, harmloses, junges Ding, das obenein in ihren, allerdings charmanten Herrn Cousin hineinguckt, wie in einen goldenen Kelch (ein Lieblingsbild meiner seligen Frau Mama), das Du wie ein Kind leiten und wie ein Weib lieben kannst, wenn Ihr erst durch ein Paar himmlische Segensworte und ein Paar irdische Goldstücke von einem Diener der göttlichen Barmherzigkeit eingesegnet seid. Auf jeden Fall, mein lieber Erwin, erlaube mir, Dir recht von Herzen Glück zu wünschen. Scherz bei Seite! Deine nunmehrige Braut muß ein liebliches, unschuldiges Wesen sein, das, auch ohne ihren Zunamen Barry (goldenen Klanges) einen Mann glücklich machen kann, vorausgesetzt, daß dieser Mann sich glücklich machen lassen will, was ich von Dir erwarte, und nicht

ein so unverbesserlicher Skeptiker ist, wie Dein Freund und Bruder Adalbert von Meuren."

„Natürlich komme ich jetzt für's Erste nicht zu Dir, respective Euch! — denn ohne einige Handküsse der gnädigen Frau Schwiegermama, eine ceremoniöse Vorstellung beim Herrn Papa Senator und einer wirklich herzlichen Begrüßung Deiner kleinen Braut werde ich wohl schwerlich die Agréments Deiner Adoptiv-Vaterstadt genießen können. Ich bin auch auf Alles dieses gefaßt und werde mich mit dem möglichsten Ernst den beiden Erstgenannten und mit der möglichsten Liebenswürdigkeit der Letzteren präsentiren lassen, auf deren Bekanntschaft ich mich in der That freue, jetzt noch mehr, als früher, da sie Deine „Hälfte" werden soll, die immer, trotz ihrer Schwäche, auf die stärkere influirt. — Grüße sie einstweilen in möglichster Devotion von ihrem unwürdigen Diener und Verehrer und verzeihe mir, daß ich erst später meine Reverenzen bei den beiden Respektspersonen auszuführen gedenke, die Deine Karten so gut für alle Theile gemischt haben." —

„Vor der Hand bleibe ich in Frankfurt, gehe dann in den Taunus, ich weiß nicht, auf wie lange und treibe mich in Ruinen, Berg und Wald umher, um mir die Zeit und die Grillen zu ver-

treiben, und zeichne mich vorläufig als Dein alter, treuer, unverbesserlicher Adalbert von Meuren."

„P. S. Nach Damen Art! — Vergieb mir, mein Junge. Küsse der schönen Frau Schwiegermama die ohne Zweifel ebenso schönen Hände, und versichere Deinen Papa meiner höchsten Verehrung. Ob er daran glaubt, ist seine Sache. D. O."

Erwin faltete den Brief zusammen, nachdem er ihn mit großer Aufmerksamkeit gelesen hatte. Dann stand er auf und machte ein Paar hastige Gänge im Zimmer. Er war erregt, und der Brief mit seiner unbestimmten Aussicht auf baldiges Wiedersehen hatte nicht dazu beigetragen, seine Mißstimmung zu zerstreuen. Er fühlte sich muthlos und schwach, so stark er sich auch sonst gehalten hatte. Was ihm schwer im Sinne lag, was er schweigend mit sich umhertrug, das Geheimniß, das er selbst seiner Braut noch nicht mitgetheilt hatte, in diesem Augenblick dünkte es ihm so groß, ohne Adalbert so unausführbar, daß ihm vor sich selbst graute.

„Er muß kommen!" sagte er endlich mit gepreßter Stimme und schwerathmend, „ich halte es nicht länger aus ohne ihn!"

Damit setzte er sich vor seinen Schreibtisch und schrieb lange und hastig. Dann siegelte er

den Brief und steckte ihn zu sich, griff zu Reitpeitsche und Hut und ging mit sehr schnellen und hörbaren Schritten hinaus, seinem Bedienten ziemlich barsch befehlend, sein Pferd vorzuführen. Bald darauf bestieg er es und jagte in so fliegender Eile davon, daß der Bediente ihm kopfschüttelnd nachsah und etwas von „gewaltig übler Laune" in den Bart brummte.

„'s hat wohl einen kleinen Zwist mit dem Fräulein Braut gegeben, oder der Herr Senator sind einmal wieder ungehalten geworden, wenn der Herr Sohn so spät in's Comptoir kommen! Nun, nun, das schadet nichts! Solche Herrchen müssen auch wissen, daß sie nicht der Herrgott selbst sind, wenn sie auch noch so reicher Leute Kinder sind und noch so prächtige Pferde reiten!"

Damit schlenderte der Bediente, nach Art solcher Leute sich vergnüglich die Hände reibend, wenn sie einen Skandal wittern oder etwas aufgespürt zu haben meinen, zurück in's Domestikenzimmer, dem Stubenmädchen mit wichtiger Miene von einem großen Streit erzählend, den der junge Herr mit seiner Verlobten gehabt, weil er übler Laune gewesen, als er zu ihr gekommen, woran der Herr Senator Schuld sei, der heut' Mittag sehr ernst und nachdrücklich mit dem jungen Herrn

gesprochen und ihm befohlen habe, von heut' an pünktlicher in's Comptoir zu kommen, widrigenfalls —

Dem Mädchen war diese Neuigkeit sehr interessant zu hören.

„Nun, Johann, widrigenfalls" — wiederholte sie, als der Bediente stecken geblieben war in jener wichtigen Stelle der Erzählung, „womit hat der Herr Senator dem Herrn Erwin gedroht?"

„Ei, ei, Marie, wie Du neugierig bist!" sagte Johann mit höchst wichtiger Miene, „man muß nicht Alles wissen wollen und alle Lieder kann man nicht zu Ende singen! Begnüge Dich für heut' mit dem, was ich Dir zu sagen für gut befunden habe, und lass' das Weitere gut sein. Herr Erwin und Fräulein Alicia werden schon wieder Freunde werden, und der Herr Senator ist nicht so böse, wie er sich oft den Anschein giebt. Die Suppe wird nie so heiß gegessen, wie sie aufgefüllt wird!" —

Damit stopfte er sich gemüthlich seine Pfeife und ging hinab in den Garten, der hinter dem Hause lag. Er wußte ja, daß der Herr Senator ausgefahren war und seinem jungen Herrn hatte er selbst das Pferd zum Spazierenreiten gehalten.

Marie aber blieb brummend und sehr unzu-

frieden zurück. Sie hätte für ihr Leben gern erfahren, was der eingebildete Johann ihr nicht hatte sagen wollen. Sie wollte ohnehin heut' Abend ihre Mutter besuchen, und hätte dieser gar zu gern ein zusammenhängendes Stückchen aus der chronique scandaleuse ihrer Herrschaft gegeben. So aber konnte sie nur ein Fragment erzählen und beschloß daher, dem Johann diese „Heimlichthuerei" gelegentlich wieder einzutränken.

Viertes Kapitel.

Einige Tage später sehen wir den jungen Voges auf dem Perron der — Eisenbahnstation auf- und niedergehen. Er schien sehr ungeduldig, denn das Signal zur Ankunft des Zuges war noch nicht da. Er zog ab und zu seine Uhr heraus und sah den langsam vorrückenden Zeiger an, als könne er mit seinen Blicken den Lauf der Zeit beschleunigen. —

Endlich, endlich! Die Lokomotive brauste heran, die Wartenden, die auf dem Perron standen, drängten sich herzu, unter ihnen Erwin. Seine Augen blickten mit großer Unruhe bald die heranströmenden Reisenden an, bald sahen sie in die sich allmählig leerenden Coupé's.

Plötzlich fühlte er seinen Arm von hinten berührt. Der junge Mann wandte sich rasch um.

Adalbert stand hinter ihm. Wie es oft zu gehen pflegt, hatte er in seiner Ungeduld doch den Gegenstand derselben nicht gesehen. Ein Freudenstrahl erhellte das Antlitz des jungen Mannes, als er die Hand seines Freundes ergriff und sie herzlich drückte.

„Gott grüß' Dich, mein Junge!" sagte er mit einer von tiefem Gefühl sonor gewordenen Stimme, „sei mir tausendmal willkommen in meiner Heimath! Du Ungetreuer! Habe ich erst Briefe über Briefe schreiben müssen, ehe Du her kamst!"

„Nur keine Vorwürfe!" wehrte der Andere ab; „lass' mich erst meinen kleinen Mantelsack loseisen und dann komm', daß wir das Dampfschiff nicht versäumen!" —

Nachdem diese kleine Angelegenheit erledigt, die kurze Route zwischen der Eisenbahnstation und dem Anlegeplatz des Dampfschiffes zurückgelegt war und beide junge Männer nun am Bord desselben standen, Adalbert mit über einander geschlagenen Armen die auftauchenden und verschwindenden Ufer betrachtete, wo endlich die Thürme der schönen, prächtigen Stadt sichtbar wurden, elegante Landhäuser zwischen üppig grünen Parks und Gärten, kleine Dörfer mit ihren rothen Dächern erschienen, aus denen friedlich der blaue Rauch des geselligen Herdes aufstieg, Erwin neben ihm, nur wenig

sprechend, aber mit einem Gefühl großer Freude im Herzen, innigen Danks gegen seinen Freund, daß er nun endlich da sei, — da ergriff Erwin plötzlich den Arm des neben ihm Stehenden, deutete auf eine schöne, große Villa mit breiter, weißer Fronte, Thürmen und Balkonen, die, auf einer kleinen Anhöhe gelegen, die weite Aussicht beherrschte, und sagte:

„Dieß Schloß en miniature ist der Sommeraufenthalt meiner Schwiegermutter und vom Balkon herab sehen jetzt zwei blaue Augen auf das fern vorüberrauschende Dampfschiff, ich möchte darauf wetten, und diese Augen gehören dem Wesen, das Du baldmöglichst kennen lernen mußt, denn es ist mir gegeben als mein irdischer Besitz, und es hängt an mir mit einer Zärtlichkeit, die mich bald erfreut, bald ängstigt! — Alicia freut sich auf Dich, weil ich Dich herbeisehnte. Sie denkt und fühlt nur durch mich!" —

„Ich bin auch begierig, Sie zu sehen," antwortete ruhig der junge Mann, seine ernsten Augen auf die Villa heftend, die, von Sonnenglanz übergossen, stolz und großartig genug aussah, um dem Beschauer zu zeigen, daß sie einen reichen Besitzer in ihren Mauern barg.

Schweigend legten sie nun den kleinen Rest

der Fahrt zurück. Als das letzte Musikstück beendet, waren sie an der Landungsbrücke angekommen, wo Johann, Erwin's diskreter Diener, bereits seines Herrn und des Fremden wartete, den abzuholen er hergefahren war. Das kleine, zierliche Gig, das Erwin zu seinem ausschließlichen Gebrauch hatte, wartete ebenfalls am Ufer. Die flotten Braunen scharrten den Boden vor Ungeduld, und als der kleine bescheidene Mantelsack des Fremden dem Bedienten übergeben war, Adalbert neben seinem Freunde Platz genommen, der immer selbst fuhr, den Diener hinter sich, da fühlte er sich so stolz und glücklich, jetzt endlich den Langerwarteten, Langersehnten neben sich zu haben, daß er so laut und lustig mit der Peitsche knallte, als wäre er noch in seiner harmlosen Knabenzeit.

Erwin's wiederholte Bitten, bei ihm zu logiren, hatte Adalbert bestimmt ausgeschlagen.

„Du kennst mich genug", sagte er auch jetzt, als dieser noch einmal in ihn drang, „um zu wissen, daß ich ein gar unbequemer Gesell bin. Ich genire die Leute und hasse selbst nichts mehr, als genirt zu werden. Bei Deinem Alten könnte ich nun Beides genießen. Lass' das daher, bis Du Deine eigenen vier Pfähle hast, mich darin zu beherbergen. Im Hôtel bin ich frei, kann gehen

und kommen, essen und schlafen, wenn ich will, mich über die unverschämten Kerle von Kellnern ärgern oder belustigen, welche ihre Nasen rümpfen werden, wenn sie mein geringes Gepäck sehen und die kleine Zeche berechnen können, die ich dort haben werde; — kurz, ich bin zu Nichts verpflichtet, bin frei wie ein Vogel in der Luft oder wie die Schnecke, die ihr Haus auf dem Rücken trägt." —

Erwin kannte seinen Freund zu gut, um noch ein Wort darauf zu erwidern. Er lenkte daher seinen Wagen nach einem der ersten Hôtels, die, schön belegen, eine reizende Aussicht über einen Theil der Stadt und das Bassin des Flusses gewähren, um welchen herum die elegantesten Häuser und Läden erbaut sind.

Es war gegen Mittag. Erwin richtete seinen Freund in seinem Zimmer möglichst bequem ein, bestellte noch Dieses und Jenes, um den möglichsten Comfort herzuschaffen, empfahl seinen Gast dem Hôtelbesitzer selbst, der sich sehr devot vor dem jungen Herrn Voges verbeugte und versprach, Alles, was in seinen Kräften stehe, dem verehrten Freunde desselben zur Disposition zu stellen, was diesen höchlichst amüsirte, da er wohl wußte, daß dies Alles nur dem Vater zu Ehren geschähe. Darauf verließ Erwin seinen Freund, um noch zur rechten

Zeit an der Börse zu sein, worauf sein Vater streng hielt und jedes Versäumen derselben ernst rügte.

Gegen Abend hatte Herr von Meuren versprochen, seinen Freund in der Villa seines Vaters aufzusuchen, die am anderen Ende der Stadt, etwa eine Stunde von der der Madame Barry entfernt lag, aber ebenso reizend gelegen und mit demselben Luxus und Comfort eingerichtet war, wie diese, — falls dieser nicht schon früher zu ihm käme, was von unberechenbaren Dingen abhing.

Heut' Abend wußten beide junge Männer sich allein. Herr Senator Voges war zu einem solennen Soupé eingeladen, das einer seiner Collegen im Senat zu Ehren eines fremden, sehr angesehenen Geschäftsfreundes gab, der von Trinidad gekommen war und dessen Name einen nicht minder guten Klang an der Börse besaß, als der der beiden Herren Senatoren.

Mademoiselle Helmrich, die seit dem Tode der Madame Voges die Honneurs des Hauses machte, eine feine, ältliche Dame aus einer vornehmen, aber verarmten hiesigen Familie, war bescheiden genug, um irgend welche Rücksichten von dem Sohne ihres Prinzipals zu fordern, der sie zwar mit seiner offenen Freundlichkeit und einem geflissentlichen Vermeiden jederlei Art von „Fühlenlassen" ihrer

untergeordneten Stellung behandelte, aber sich ihr auch nie mehr genähert hatte, als gerade unvermeidlich war, da sie immer bei der Tafel und dem Theetisch präsidirte und ihre schwere Stellung in einem so vornehmen Patrizierhause mit angeborenem Takt und derjenigen Selbstverläugnung ausfüllte, deren sie als unvermeidlich zu ihrer Existenz bedurfte.

„Also auf Wiedersehen in einigen Stunden!" hatte Erwin dem Freunde beim Abschied gesagt und wirklich war er auch nach Verlauf von ein Paar Stunden schon wieder im Hotel, mit schnellen Schritten Adalbert's Zimmer aufsuchend und, ohne erst das übliche „Herein" abzuwarten, in dasselbe eingetreten.

Adalbert lag auf einer chaise longue, die er vor's Fenster geschoben hatte, bequem ausgestreckt. Es war ein milder Septemberabend. Hier und da flackerten schon einzelne Gasflammen auf, trotz der kaum eingetretenen Dämmerung, sich nach und nach zu einem Halbkreis vervollständigend, der das weite Wasserbassin umgab und darin reflektirte. Auch einzelne Fenster der umliegenden Häuser wurden hell. In den Pavillons funkelten schon die Gaskronen und fleißige Zeitungsleser saßen entweder darin oder vor den Thüren derselben, zugleich

mit der emsigen Lektüre die Milde des Abends und den Anblick der vielen geputzten und ungeputzten Spaziergänger genießend.

Böte mit weißen, rothen und blauen Fähnchen glitten geschäftig auf der spiegelglatten Wasserfläche hin und her. Kleine Dampfböte kamen und gingen, Alles war Leben, Bewegung und Genuß! —

Adalbert streckte dem Ankommenden die Hand entgegen und hieß ihn herzlich willkommen.

„Setz' Dich zu mir, mein Junge", sagte er, „und höre meinen wohlgemeinten Vorschlag an. Du weißt, ich bin die Nacht durchgereist, um Dich ein Paar Stunden früher zu sehen, und wenngleich mein kolossaler Körper eine Nachtfahrt kaum des Sprechens werth erachtet, so bin ich doch zu faul, um heut' die Stiefeln wieder anzuziehen, deren ich mich glücklich entledigt habe. Morgen muß ich ohnehin meinen Frack hervorsuchen und Deinem Alten meine Aufwartung machen. Lass' uns heut' Abend hier bleiben. Du bist heute mein Gast und ich bin morgen der Deinige. Hier plaudert's sich auch gut, glaube ich, und da ich heut' Abend gerade ausnahmsweise in der Laune bin, von Herzen zu Herzen zu sprechen, ich Dir zu erzählen und Du mir zu beichten hast, so komm' zu mir an's Fenster, schiebe den vortrefflichen Amerikaner dort, den rocking

chair, heran zu meinem Sitz und ich werde dem liebenswürdigen Ganymed dieses Olymps schellen, daß er uns armen, unwürdigen Sterblichen eine Flasche echten Sherry bringt. Du öffnest Deine wohlgespickte Cigarrentasche und wir werden uns nach Verlauf von einigen Minuten hier ebenso wohl befinden, als wären wir wirklich jenem unsterblichen Cyklus von menschlich fühlenden, menschlich genießenden und sündigenden Göttern eingereiht, von dem die Mythologieen uns Kindern und die Poeten uns Erwachsenen erzählen.“ —

Erwin ließ sich das nicht zweimal sagen. Adalbert schellte und der „Ganymed“ trat ein, mit etwas Ironie den Befehl des „vornehmen Herrn mit dem kleinen Mantelsack“ entgegennehmend.

Etwa fünf Minuten später saßen die zwei jungen Männer äußerst behaglich bei einander. Der goldene Wein perlte in den Gläsern und der feine Duft der „echt Importirten“ stieg in leichten, bläulichen Ringen aus dem geöffneten Fenster in eine laue Abendluft hinaus. —

Adalbert's große, breite Gestalt kontrastirte auffallend gegen die kleine, kaum mittelgroße, äußerst schlanke Gestalt seines Freundes, sowie sein ganzes Aeußere den größten Gegensatz zu dem Erwin's zeigte.

Adalbert war blond. Krauses, dichtes Haar umgab seine hohe, breite Stirn, die von frühen Falten tief durchzogen war. Die Nase war kühn und vorspringend; den Mund umgab ein Bart von noch hellerem Blond, als das Haupthaar, das Kinn und die Wangen waren frei. Seine breite Brust wölbte sich mächtig. Seine ganze Gestalt, weit über das gewöhnliche Maaß großer Männer, hätte einem Herkules Ehre gemacht. Seine Hände waren echt aristokratisch geformt und von mädchenhafter Weiße. Der Totaleindruck, den dieser Mann auf den oberflächlichen Beobachter ausübte, war der von Kraft und Gesundheit. Man hätte ihn für einen Landedelmann von vollendeter Raçe gehalten. Wenn er ganz still dasaß, was ihm oft geschah, ohne zu sprechen, hatte dieses große Gesicht etwas Phlegmatisches, Gedankenloses, — scharfe Kritiker hätten gesagt, etwas Stupides. Seine Muskeln nahmen eine Schlaffheit, seine Augen eine Leere an, wie bei einem Menschen, der mit großer Ermüdung oder gar Schlaf kämpft. Man hätte glauben können, der Körper wäre auf Kosten des Geistes zu solcher kolossalen Dimension herangewachsen. Wer ihn aber näher kannte, ihn sprechen, sich beleben sah, würde bald anders geurtheilt haben. Sein Mund zuckte von Ironie, sarkastische Gedanken schossen

wie Blitze in seinen hellblauen Augen auf, die eben noch so leer geblickt hatten, der ganze Mann war wie verwandelt. Dann konnte es kommen, daß er im nächsten Moment wieder in das kaum verlassene Schweigen zurücksank und in die vorige, der Starrheit gleiche Ruhe. Man konnte ein Studium aus ihm machen und würde doch schwerlich zu einer wirklichen Kenntniß und einem richtigen Urtheil über diesen seltenen Mann kommen.

Erwin war, wie gesagt, kaum mittelgroß und äußerst zart gewachsen. Seine Hände und Füße waren so klein, wie bei einem vierzehnjährigen Kinde. Sein Haar war dunkel, voll und schlicht, seine dunklen Augen ernst, tief und intelligent, Nase und Mund schön geformt, die Lippen fest und entschlossen. Ein dichter, dunkler Bart umzog das ganze Gesicht, was bei seinen zweiundzwanzig Jahren eine Seltenheit war. Der Ausdruck dieses Gesichts hatte nichts Jugendliches, keine Frische, kein Leben. Etwas Kaltes und Energisches lag in diesen Zügen, die nach dem Gesetze der Natur Leben und Leidenschaft hätten verrathen sollen. Seine Stimme war tief und schön, im Gegensatz zu Adalbert's etwas dünner, feiner Stimme, die man oft bei sehr starken Menschen findet. Er sprach gewöhnlich wenig, aber gut, fest und bestimmt. Die Sarkasmen

seines Freundes liebte er sehr, vielleicht darum, weil er sich selbst bewußt war, diese seltene Eigenthümlichkeit des Geistes nicht zu besitzen. Er konnte heftig zürnen, aber nicht durch Ironie verwunden, wie Adalbert, der deswegen immer im Vortheil über seinen Gegner war. Er hätte Erwin mit einem seiner eiskalten Blicke oder Worte vernichten können, wären sie Feinde, anstatt Freunde gewesen. Vielleicht bestand der große Zauber, den er auf ihn ausübte, eben in jener abnormen Fähigkeit eines stets reflektirenden Gemüths, die er desto mehr bewunderte, je weniger er sie selbst besaß. Im Ganzen hatten beide junge Männer Vieles, worin sie mit einander übereinstimmten: gleiche Interessen, gleiche Objecte ihrer Verehrung und Liebe, gleichen Haß und Verachtung Alles dessen, was ihnen klein und miserabel erschien, gleiche Bildung, Erziehung und verfeinerte Begriffe von Genuß und Freude. —

Nachdem die kleine Disposition zu ihrer beiderseitigen Gemüthlichkeit getroffen und das momentane Schweigen, das von dergleichen Arrangements unzertrennlich ist, zu Ende war, sagte Adalbert, indem er den Blick seines Freundes auf das herrliche Panorama lenkte, das sich vor ihnen ausbreitete:

„Hab' ich Recht oder nicht, wenn ich nolens volens jetzt an Venedig denken muß und dieses kleine Theilchen der schönen Gotteswelt mit dem Markusplatz vergleiche? Wenn Du mir widersprächst, würde ich es Dir nicht übel nehmen, und wenn Du mit mir dasselbe fühlst oder schon früher gefühlt hast, so werde ich's ebenso begreiflich finden; aber ich kann nun einmal nicht dafür, wenn mich der heutige Abend an den ersten unserer Bekanntschaft lieblichen Andenkens erinnert, der bekanntlich auf besagtem Markusplatz vor einem Café stattfand, vor dem Du saßest und ich hinzukam, den Arm noch in der Binde, das Herz voll Bitterkeit und Gram, böse auf mich, auf alle Welt! — Ich glaube kaum, daß ich's der Mühe werth hielt, Dich oder einen Anderen der Anwesenden zu bemerken, die mit Dir vor der Thür des Café's saßen, mit einem Worte, ich war unverschämt genug, Dir den Stuhl unter den Füßen fortzuziehen, auf den Du sie gestellt hattest, und den Stuhl als mein Eigenthum mit fortzunehmen, weil gerade kein anderer für mich da war. Ich weiß sehr wohl, daß ich gleich darauf meine Ungezogenheit fühlte und mich derselben schämte, aber zu stolz war, Dich auf frischer That um Vergebung zu bitten, und beschloß, Dich, sobald sich mir die Gelegenheit böte, von meiner Reue über das Vor-

gefallene in Kenntniß zu setzen. Die Gelegenheit hierzu ließ auch nicht lange auf sich warten. Du hattest die Gazetta, in der Du so eifrig lesend da saßest, vor Dich auf den Tisch gelegt. Ich trat herzu und obwohl ich heut' Abend gewiß nicht in der Laune war, etwas zu lesen, auch wol nicht die nöthige Sammlung dazu besaß, so hielt ich dieß doch für den besten Anknüpfungspunkt zu einer oberflächlichen Conversation, mit welcher ich die Sache abgethan glaubte. An Deinem Accent, mit dem Du meine italienische Anrede in derselben Sprache beantwortetest, erkannte ich sofort den Deutschen, denn in jener Sprache oder richtiger Aussprache hast Du nie excellirt, mein Junge. Doch gleichviel! Ohne Deinen abscheulichen deutschen Accent hätte ich Dich nie kennen gelernt. Ich hätte Dich für einen Eingeborenen, Franzosen oder Gott weiß, für wen sonst noch gehalten. In der Fremde aber ist Einem ein Landsmann doppelt lieb und zumal wenn man eben vorher sich flegelhaft gegen ihn betragen hat. Ich redete Dich also in unserer Muttersprache an und Gott mag wissen, was mir so sehr an Dir gefiel, daß ich unsere Unterhaltung ungebührlich lang ausdehnte und beschloß, Dich wiederzusehen. Siehst Du, mein Junge, aus wie kleinen Anfängen sich oft Großes entwickelt! Freilich trennten wir uns bald

wieder. Du gingst nach Rom, ich blieb vor der Hand in der Lagunenstadt; aber es schien, als ob unsere Lebenswege sich doch vereinigen sollten, wär's auch nur kurze Zeit, denn anstatt heimzukehren, schlug ich meine Reiseroute ebenfalls nach Rom ein, da ich einen Brief von einem guten Bekannten erhielt, der mich bat, wenn mich nicht dringende Geschäfte davon abhielten, dorthin zu kommen und ein Paar Wochen mit ihm zusammen da zu verleben. So kam's, daß wir uns wieder trafen, wieder und wieder sahen und jedes Mal lieber, und uns endlich in Mailand vereinigten, um von dort die Rückreise in die Heimath gemeinschaftlich anzutreten. Aus Delikatesse, wofür ich Dich mir zu Dank verpflichtet habe, glaube ich, wollte ich Dir erst ein Paar Tage später in Deine comfortable Vaterstadt folgen. Ich wollte kein überflüssiger Dritter bei dem frohen Wiedersehen zwischen Vater und Sohn, Tante und Neffen, Cousin und Bäschen sein!" —

„Spötter!" unterbrach ihn Erwin lächelnd, der mit sichtbarem Behagen dem Redefluß seines Freundes zugehört und ihn für ein außerordentlich gutes Zeichen gehalten hatte, denn bis jetzt hatte er ihn noch nie so redselig gesehen.

„Unterbrich mich nicht, mein Pylades!" sagte Adalbert rasch, „ich bin jetzt einmal im Zuge und

habe Dir noch Manches zu erzählen, worin ich mich nicht gern stören lasse. Wenn der Faden einmal reißt, knüpft keine Macht der Welt ihn wieder an. Ergo, mein Freund, ich ließ Dich zuerst heimkehren, in der Absicht, Dir in einigen Tagen hierher zu folgen, wo ich nicht mehr zu fürchten hatte, Zeuge von Gefühlsausbrüchen zu sein, die ich hasse. Als mein kleines Bündelchen geschnürt, meine noch kleinere Rechnung im Hôtel bezahlt und ich nun bereit war, auf und davon zu dampfen, bekam ich Deinen Brief mit der Nachricht von Deiner Verlobung. Hättest Du in dem Moment mein langes, erstauntes Gesicht gesehen, Du hättest lachen müssen und dadurch eine sehr wohlthätige Erschütterung Deines Zwergfells empfunden. Ich war aber leider allein, kein menschliches Wesen war Zeuge meines Erstaunens. Lass' mich schweigen von allen anderen Gefühlen, welche diese Nachricht in meiner Seele erweckte! Als ich mich ein Paar Stunden später zum Schreiben hinsetzte, Dir pflichtschuldigst Glück zu wünschen, da war Alles dies vorüber, mein Entschluß gefaßt, in den Taunus zu gehen, anstatt zu Dir und ich wäre höchst wahrscheinlich noch in Königstein oder auf der halberhaltenen Ruine Kronenberg, die ich sehr liebe, hätte Dein letzter Brief nicht eine so seltsame

Sprache geführt, keineswegs die eines glückberauschten Bräutigams, sondern — etwas wie katzenjämmerlich! — Das brach meinen Entschluß und — me voila!" —

„Und dafür danke ich Dir so recht von Herzen, mein Adalbert," sagte Erwin, die Hand dem Freunde hinreichend, welche dieser ergriff und innig drückte; „wenn ich dem Geschick oder meinem Herr Gott für Etwas dankbar bin, das ich mein nenne, so ist es Deine Freundschaft! Ich bin zwar sehr reich an verschiedenen Glücksgütern, ich werde gewiß noch weit mehr beneidet, als ich mich selbst für beneidenswerth halte, aber ein Herz wie Deines gefunden zu haben, wiegt alles Andere auf!" —

„Still, Undankbarer!" rief Adalbert mit komischem Ernst, den Finger auf den Mund legend, „still und versündige Dich nicht! Du geliebter und verliebter Schwiegersohn einer millionenreichen Schwiegermama (oder ist ihr in cassa nicht so groß?)! Nun, lassen wir das und höre mich nun mit dem Interesse an, das ich von Dir fordern muß, denn es sind sehr ernste Dinge, welche ich Dir zu sagen habe und nicht leicht dürfte eine Stunde wiederkehren, in welcher ich von dem sprechen könnte und wollte, was Du hören wirst: ich meine die Pläne für meine nächste Zukunft! —

Was meine Vergangenheit anbetrifft, so kurz sie auch bei meinen neunundzwanzig Jahren ist, so habe ich Dir schon einmal einen flüchtigen Blick in dieselbe gestattet, den ich nur meinem alter ego erlauben konnte. Du kennst den tiefen Schatten, der sie verdunkelt und wenn mir ein Gott nicht hilft, jene unselige Flamme ganz zu ersticken, deren Wiederschein bis in mein Knabenalter hinaufreicht, mit den Jahren gewachsen, durch Hindernisse gesteigert ist und durch den Verlust jener Frau, die ich anbete, verzehrend wurde, — so weiß ich nicht, was aus mir werden soll! — Heut', in meiner gegenwärtigen Stimmung, gewährt es mir sogar einen schmerzlichen Genuß, mit einem Freunde wie Du eingehend davon zu sprechen, und so lass' mich denn weit ausholen und Dir erzählen, daß mein armer Bruder und ich freudlos aufwuchsen, auf einem stillen, abgelegenen Gut, dem Stammgut meiner Familie, das von unseren Voreltern in großem Glanz und Reichthum erhalten, von meinem Großvater jedoch schon verschuldet worden, welche Last mein Vater dergestalt vermehrte, daß ihm, als er noch in voller Manneskraft stand, die Creditoren die Freiheit nahmen, das Letzte zu verpfänden und zu veräußern, und ihm einen kleinen Jahrgehalt auswarfen, bis das Defizit gedeckt und mein älterer

Bruder mündig war, das Fideicommiß anzutreten. Unser Vater, zu stolz, um in der Nähe seiner ehemaligen Besitzungen zu leben, die ihm jetzt nicht mehr gehörten, ging in's Ausland und ließ uns Kinder in der Obhut eines entfernten Verwandten, der zugleich unser Vormund und der Verwalter der Güter war, deren Schuldenlast zu tilgen sein eifrigstes Bemühen wurde. Unsere Mutter war lange todt, unser Pflegevater ein strenger, finsterer Mann, ohne Familie, ohne nähere Angehörige, als eine Schwester, welche früh verwittwet war und nun mit ihrem einzigen Kinde, einem Mädchen von vier bis fünf Jahren, zu ihm auf's Schloß zog, um dort der Wirthschaft vorzustehen und die Erziehung und Pflege der beiden Knaben zu leiten, von denen einer einst der Herr der Güter und das Haupt der Familie werden sollte.

Kinder finden sich leicht in jede Veränderung ihres kleinen Lebens. Auch wir fühlten unsere Verwaisung sehr wenig und tobten und lärmten in den langen Corridoren und weiten Sälen des alten Schlosses umher, wie früher, balgten uns und machten allerlei tolle Streiche, Alles nach Knabenart, und unterschieden uns von den Jungen des Dorfes nur dadurch, daß wir einen Lehrer, der uns überallhin folgen mußte, und einen Namen

hatten, welcher durch das dazwischen geklexte „von" länger wurde, als der der Uebrigen. Sonst waren unsere Kleider kaum von besserem Stoff, unsere Nahrung kaum feiner und wohlschmeckender, als die der Dorfkinder, denn unser Vormund sah auf strenge Oekonomie und ich weiß ihm noch Dank dafür. Unsere Creditoren wurden immer höflicher, je kleiner die Summen ihrer Forderungen wurden; ich erinnere mich sehr wohl daran, denn Kinder haben ein scharfes Gedächtniß.

Von unserem Vater sahen wir nichts und hörten nur sehr wenig. Einmal im Jahre, wenn der Vormund ihm seine kleine Rente sandte, schickte er eine Quittung über die empfangene Summe zurück, und dann waren gewöhnlich ein Paar Worte, manchmal auch nur ein Gruß für die „Buben" mit eingeschlossen, welche wir stets mit großem Ernst anhören mußten, wenn der Vormund uns in sein Arbeitskabinet rief und sie uns vorlas. —

So verging die Knabenzeit. Als die unvermeidlichen Flegeljahre eintraten, wurden wir auf ein entferntes Gymnasium geschickt, sehr knapp mit Taschengeld gehalten und sehr mit Arbeiten überhäuft. Mein Bruder hätte freilich des Studirens nicht bedurft. Er war ja ein angehender Majoratsherr und seine Güter mußten bei so ordentlichem

Haushalten bis zu seiner Volljährigkeit wieder im früheren, guten Stande sein. Ich dagegen, als jüngerer Sproß der Familie, ohne Anwartschaft auf Güter und Titel, ohne Mittel, außer einer kleinen Apanage, mußte lernen, viel, unermüdlich lernen, um mir einst selber eine Existenz zu verschaffen. Von dem Gymnasium gingen wir auf die Universität. Karl, der Baron, der glückliche Esau, zu seinem Vergnügen, seiner höheren Ausbildung, zur Vollendung eines Cavaliers, ich, um für mein Brot zu sorgen! — Aber gleichviel! — Die Studirzeit war doch eine schöne, vielseitig anregende. Aus der Einsamkeit unserer Jugend, aus der Abhängigkeit unseres bisherigen Lebens erschien uns dieses freie, lebhafte Thun und Treiben der jungen Männer, in das wir uns nun selbst mischen durften, unsagbar schön und herrlich. Karl besonders war überaus glücklich. Seine Zukunft lag ja so hell, so sonnenbeschienen vor ihm! —

Ich kannte die Absicht meines Vormunds, mich der diplomatischen Carriere zu widmen, aber sie stimmte nicht mit der meinigen überein. Meine eigene Neigung ließ mich die Rechtswissenschaft erwählen, um einst als Advokat frei und unabhängig von Jedermann dastehen zu können, was für mich Lebensluft ist! —

Bis soweit, mein Junge, hatten wir zwei Sprossen eines altadeligen Hauses ein sehr alltägliches Schicksal, wie Du siehst, wenn man Recht hat, einen verschwenderischen, unter Curatel gestellten Vater mit zu den gewöhnlichen Geschicken einer erhabenen Familie zu rechnen. — Du hast eine Frage auf dem Herzen, ich sehe es, Deine Lippen wollen sie aussprechen, ich weiß, was Du fragen willst! — Das kleine Mädchen von vier bis fünf Jahren, das die Schwester meines Vormunds mitgebracht hatte in unser einsames Schloß? —

Wohl, Du hast den Nagel auf den Kopf getreten! — Jenes kleine Mädchen ist die Frau geworden, die mein stolzes Gemüth gedemüthigt, mein Bedürfniß nach Freiheit gezähmt, meinen wilden Sinn bezwungen, mein kaltes, liebeleeres Herz zu ihrem Eigenthum, mich selbst zu ihrem Sklaven gemacht hat! — Dies ist ein schweres Bekenntniß, das ich Dir mache, Erwin! Du bist der Erste, der Einzige, gegen den der Name Elisabeth über meine Lippen gegangen ist. — Ich will kurz sein, so gut es gehen will, nur andeuten, was ich nicht klar aussprechen kann. Du mit dem Instinkt der Liebe wirst ergänzen, wo Du Lücken findest, errathen, was ich nicht sage. Das zarte, kränkliche

Kind hatte viel von den wilden Buben zu leiden, aber sie liebten sie doch sehr und weinten, wenn sie krank in ihrem Bettchen lag. Den Hochschülern war Alles unsäglich einerlei, was sie aus ihrer Heimath erfuhren; war aber einmal in den seltenen Briefen aus derselben Elisabeth's keine Erwähnung gethan, so schrieben sie gewiß früher wieder, als sonst, um desto eher Nachricht von ihr zu erhalten. —

Ferien gab's nicht für uns. Der Vormund erlaubte uns nicht, unnöthige Kosten zu machen, und uns zog kein Verlangen heim. Wäre das „Kind" nicht dort gewesen, ich glaube, wir wären nie wieder heimgekommen.

Als Karl sein Studium vollendet hatte, war er zugleich majorenn geworden. Der Vormund verlangte seine Rückkehr, um ihm zugleich seine Besitzungen zu überliefern, die jetzt von ihren Schulden fast ganz entlastet waren. Ich, der einige Jahre Jüngere, mußte bleiben, wo ich war, um mich zu dem Examen vorzubereiten, von dem meine spätere Existenz abhing. Ich weiß noch sehr wohl, mit welchem seltsamen, unverstandenen Gefühl von Neid ich den Bruder abreisen sah, — seltsam, weil ich nie vorher Sehnsucht nach Hause empfunden hatte. Karl selbst war mir gleichgültig. Wir hatten

nie sympathisirt. Er, der glückliche Bevorzugte, mochte wol manchmal den minder Begüterten es haben fühlen lassen, daß er nun bald der Baron von Meuren sein würde und der Bruder ein einfacher Jurist, angewiesen auf das bischen Erlernte und das viele Glück, dessen er bedurfte, um seinem Namen und Stande gemäß zu leben, — die ihn verpflichteten, ihrer würdig zu leben, ohne ihm zugleich die Mittel zu geben, es zu können. Dazu war er eine wilde, genußsüchtige Natur. Er hatte seine Jugend und Kraft in unwürdigen Ausschweifungen vergeudet, die ich verachtete, — ein echter Sohn seines Vaters. Mit den Jahren waren wir uns immer fremder geworden, endlich hatten wir uns von einander getrennt. Warum auch nicht? — Unsere Lebenswege waren ja schon seit unserer Geburt und durch dieselbe von einander geschieden. Obwohl Brüder dem Blute nach, standen wir uns doch ferner im Herzen, als die fremdesten Menschen. Wir hatten Abschied von einander genommen, ohne das Versprechen, uns zu schreiben. Ich sah ihn abreisen ohne den Wunsch, ihn auch nur einen Tag länger zu behalten. Und dennoch fühlte ich etwas wie Schmerz bei dem Gedanken, daß er in die Heimath zurückkehrte, die ich nicht liebte. Ich glaube, es muß Eifersucht gewesen

sein oder eine Ahnung des Elends, welches er über mich bringen würde.

Als mein Examen zu meiner Zufriedenheit überstanden war, ich meinen Vormund von dem Resultate desselben in Kenntniß gesetzt und ihn (honoris causa) gefragt hatte, was nun beginnen, erhielt ich einen kurzen Brief vom Hause, worin mir die Verlobung Karl's mit Elisabeth in wenigen, dürren Worten mitgetheilt wurde, zugleich die Nachricht von dem Tode meines Vaters, der im Ausland gestorben war. Es schien mir seltsam befremdlich, daß mich dieser Brief so erschütterte. Ich hatte ihn gelesen und wieder und wieder gelesen, ehe ich ihn verstand. Es konnte doch nicht der Tod eines Vaters sein, der uns Kindern nie Vater gewesen, was mich so ergriff und wehmüthig machte. Genug, meines Bleibens war nicht mehr hier. Obwohl kein Wort der Einladung, in meine Heimath zu kommen, in dem Brief enthalten war und mein Stolz mir sonst verboten hätte, nur einen derartigen Gedanken zu fassen, so packte ich doch meine Siebensachen und machte mich auf den Weg. —

Die Erste, welche mir entgegenkam, war Elisabeth. Karl war auf der Jagd, mein Vormund im Park, seine Schwester krank. Glaubst

Du an Ahnungen, Erwin? Ich glaube daran, denn sonst hätte mein Herz nicht so ungestüm schlagen, mein Blut nicht so fieberhaft wallen können, als ich mich meiner Heimath und dem Schlosse meiner Väter näherte. Die Ahnung, daß sich hier das Geschick meines Lebens erfüllen würde, mußte wol so seltsam auf mich einwirken. Das junge Mädchen, welches mir entgegenkam, mich sogleich erkannte und freudig begrüßte, ich erkannte es im ersten Augenblick kaum. Elisabeth war kein Kind mehr, wie wir sie verlassen hatten. Sie war fünfzehn Jahre alt und sehr groß und schlank. Ohne schön zu sein, hatten ihre Züge eine Lieblichkeit, alle ihre Bewegungen eine Anmuth, die wohl Regelmäßigkeit und schöne Formen vergessen lassen. —

Lass' mich kurz sein, Erwin, ich fühle, daß meine Kräfte mich verlassen würden, wenn ich zu lange bei jener Zeit, bei diesem Bilde verweilte, und doch liegt eine zauberhafte Wollust für mich darin, Dir von ihr zu erzählen. Ich war nun Zeuge von Karl's Leidenschaft, welche mich empörte, von ihrer Liebe, welche mir noch die eines Kindes erschien. Lächerlich, nicht wahr? — Während ich selbst sie wie eine vollendete Jungfrau betrachtete, mit wahnsinniger Gluth liebte, schien sie

mir ihrem Verlobten gegenüber stets wie ein Kind, das sich an Schmuck und Putz ergötzte, mit dem er sie verschwenderisch umgab, das sich huldigen und bewundern ließ und sich an Allem erfreute, als hätte man ihm einen Christbaum prächtig aufgeputzt. —

Ob sie ihn wirklich liebte, was ich darunter verstand, von ihr gefordert hätte als mein Eigenthum, wonach ich mich sehnte mit heißer, verzehrender Gluth, warum ich Karl beneidete, den Glücklichen, vom Geschick Verzogenen, den Bevorzugten auch jetzt, auch in dem Besitz einer Perle, deren Reinheit er nicht verdiente, für deren Umarmungen ich ihn unwerth hielt — — ich weiß es nicht — glaube es aber nicht. — Sie war arm und er reich. Sie stand unter dem Einflusse einer Mutter, die es für das höchste Glück ihres Kindes ansah, einen jungen Mann zu heirathen, der ihr Alles bot, was das Leben verschönt und wünschenswerth macht: Ansehen, Rang, Reichthum, Liebe, Bildung und Schönheit! — Ja, Karl war schön, o weit schöner jetzt, als ich ihn je gefunden hatte, denn ich betrachtete ihn mit dem finsteren, unablässigen Blick der Eifersucht, verglich ihn mit mir, der in jeder Beziehung vor ihm zurücktreten mußte — und sah mit Gefühlen, welche Dante seine Ver=

dammten hätte fühlen lassen sollen, daß Elisabeth, auch ohne seine bevorzugte Stellung in der Welt, ihn mir hätte vorziehen müssen, wären wir Beide zugleich vor sie hingetreten, um sie zu werben.

Der Vormund ließ den Dingen seinen Lauf. Er beförderte diese Heirath nicht und hatte sie auch nicht inhibirt. Er war stumpfer und phlegmatisch geworden. Sein Garten war noch das Einzige, das ihm Interesse abgewann. Elisabeth's große Jugend stand jetzt allein einer Verbindung, die Karl leidenschaftlich begehrte, hindernd im Wege. Er hatte anfänglich gewünscht, sich bald zu verheirathen, mit seiner jungen Frau längere Zeit auf Reisen zuzubringen und dann nach ihrer Rückkehr erst die Verwaltung und Bewirthschaftung des Gutes mit den dazu gehörigen größeren und kleineren Pachthöfen und Meiereien zu übernehmen. Aber davon wollte die Mutter nichts wissen, und mit Recht, denn Elisabeth war ja noch fast ein Kind.

Ein Paar Jahre müßten erst vergehen, meinte sie, dann sei es ja noch früh genug zum Heirathen. Karl sah die Richtigkeit ihrer Weigerung ein und fügte sich ihr, obwohl widerstrebend. Er entschloß sich, den Vorschlag seines Oheims anzunehmen, erst allein einige Zeit im Auslande zuzubringen, da er recht gut einsah, daß er nicht mehrere Jahre mit

seiner Verlobten unter einem Dache würde leben können. Als das Frühjahr kam, reiste er ab. Ich war schon vor Beginn des Winters fortgegangen. Ich wollte und konnte nicht Zeuge des Glückes eines ungeliebten Bruders und einer geliebten Jugendgespielin sein und trieb mich, so zu sagen, eine Zeit lang bald hier, bald dort umher, um mir einen passenden Platz für meine juristische Laufbahn zu suchen, in Wirklichkeit aber, weil ich zu unstät, zu ruhelos in meinem Inneren war, um mich vor der Hand schon zu domiciliren.

Wohin Karl gegangen war, wo er sich aufhielt, wußte ich nicht, auch nicht, wie es auf Schloß Meuren aussah, denn ich wollte in meiner geistigen Verdüsterung nichts wissen von Derjenigen, nach der sich doch mein ganzes Herz sehnte, die mir die Verkörperung aller irdischen Glückseligkeit schien! —

Eine Zeit lang mochte ich so in der Welt umhervagabundirt sein, etwa ein halbes Jahr, als mich ein Brief aus der Heimath plötzlich zurückrief. Mein Oheim schrieb mir kurz, seine Schwester läge im Sterben und wünsche sehr, mich vorher noch einmal zu sehen. Karl war zu fern, als daß sie ihn hätte rufen lassen können. Nach seinem letzten Brief war er in Palermo gewesen, und da

der Arzt der Kranken kaum noch ein Paar Tage Frist gegeben hatte, so war jede Beunruhigung seinerseits vergeblich, zumal unter diesen Umständen Elisabeth schwerlich vor Jahresfrist in eine Heirath willigen würde. —

War es Trauer um den frühen Hintritt einer Frau, die nach ihrer Art uns Knaben Mutter gewesen und, soviel in ihren Kräften stand, ihre Pflichten gegen uns übernommen hatte? — War es Freude, so ganz unerwartet, so urplötzlich ein Mädchen wieder zu sehen, das ich dem Anschein nach vermied, an das zu denken ich mir streng verboten hatte, ohne Gehorsam von mir erlangt zu haben, deren Anblick mein ganzes Herz begehrte, — war ich endlich froh in meiner unseligen Verblendung, der wir schwachen Menschen so gern fröhnen, vor mir selber eine Entschuldigung zu haben, ja zu wissen, daß es jetzt eine Pflicht sei, heim- und zu ihr zurückzukehren? — Kurz, ich reiste in einer Gemüthsstimmung ab, für welche eine passende Benennung zu finden ein Psycholog in Verlegenheit gerathen wäre, — reiste Tag und Nacht und langte kaum vierundzwanzig Stunden nach Empfang des Briefs auf Schloß Meuren an! — —

Von diesen ersten Tagen, von Elisabeth's Freude, mich wieder zu sehen, von den Nachtwachen

am Bette der Mutter, allein mit ihr, gemeinsam mit ihr, stündlich um sie, die Fieberkranke in ihren Phantasieen bezwingend, in ihren lichten Momenten tröstend und ihr beistehend, so gut ich vermochte, — von dem Entzücken und den Qualen jener Zeit lass' mich schweigen.

Kennst Du die Liebe, nein, die Leidenschaft, Erwin? Ich glaube nicht, Du Glücklicher!" — —

Adalbert hielt einen Augenblick inne, sein Gesicht glühte, seine Pulse flogen. Der kalte, ironische Zug um seinen Mund war verschwunden, hatte einem Schmerz Platz gemacht, von dem alle Muskeln seines großen, starken Gesichts zuckten und ihm eine Weichheit verliehen, die Erwin noch nie an seinem Freunde wahrgenommen hatte.

Auch Erwin war sichtbar erregt. Er hatte dieser Erzählung anfänglich mit dem größten Interesse zugehört, eben weil Adalbert sie ihm mittheilte und sie das Geschick seines Lebens betraf. Nach und nach jedoch fühlte er sich selbst mit hineingezogen in diesen brausenden Strudel einer Leidenschaft, von der jener nicht sprechen wollte und doch nicht davon ablassen konnte, zu sprechen. Er fühlte, daß der wichtigste, der tragische Theil derselben noch nicht gekommen, daß Adalbert sich in der That erst sammeln, so zu sagen, Luft schöpfen

mußte, um fortzufahren, zu vollenden. Zugleich fühlte er mit einem wunderlichen Gemisch von Erstaunen und Wehmuth, wie fremd ihm selber dies Gefühl sei, ihm, dem Verlobten eines Mädchens, das ihn anbetete, wie er noch nie eine Regung ähnlich derjenigen empfunden hatte, die Adalbert's Brust hob und zu so stürmischen Wogen trieb; wie er glückselig sein müsse, wenn er seiner Braut auch nur annähernd eine solche Liebe bieten könnte, wie viel glücklicher er sie machen würde! — Und wie er sich in dieser Abendstunde, in dieser lauen Sommernacht, voll Licht, Sterne und Schönheit, so recht klar bewußt wurde, daß ihm das Höchste des Lebens versagt sei, daß er Alicia nie lieben könnte, da preßte ein unsagbares Weh sein Herz zusammen und ein Seufzer hob seine Brust, indem er leise die Frage seines Freundes beantwortete:

„Nein, Adalbert, jetzt weiß ich's: so wie Du liebst und wie Beide die Liebe verstehen, kenne ich sie nicht, und gebe Gott, daß ich sie nie kennen lerne!" —

„Glücklicher!" murmelte Adalbert leise, fast unhörbar, dann sprang er hastig auf.

„Ich bin wahnsinnig," sagte er dumpf, „wiederhole es mir, Erwin, daß ich es bin!" —

Dann kehrte er plötzlich auf seinen verlassenen

Sitz zurück und repetirte mit allem Sarkasmus, der ihm zu Gebote stand:

„Liebeswahnsinn! Pleonasmus!

„Liebe ist ja selber Wahnsinn!"

Dann schwieg er abermals, und auch Erwin war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um die Unterhaltung sogleich wieder aufzunehmen. — — — Hätte Einer oder der Andere der Vorübergehenden, die, um den herrlichen Abend zu genießen, ihre dumpfen Straßen verlassen hatten, um hier, vom leichten Nachtwind angehaucht, der über das leise plätschernde Wasser strich, sich an diesen zahllosen Böten und Kähnen, an diesen heiteren, sorgenlosen Spaziergängern, an diesem strahlenden Lichterkreis zu erfreuen, der das reizende Bassin des Flusses umgab, — hätte einer dieser Menschen den Blick erhoben zu dem großen, eleganten Hôtel und an einem offenen Fenster der Bel-Etage die zwei jungen Männer gesehen, den einen behaglich auf einer chaise longue ausgestreckt, den anderen im bequemen Schaukelstuhle liegend, zwischen ihnen ein Tischchen mit Flaschen und Gläsern, — der hätte sicher keine Ahnung von den tiefschmerzlichen Gefühlen gehabt, die in diesem Moment Beider Brust erfüllten, hätte nicht glauben können, daß der Eine eine tragische Katastrophe seines Le-

bens aufdeckte, die dem Anderen zu gleicher Zeit die Binde von dem inneren Auge genommen und ihm eine trostlose Leere gezeigt hatte, welche fortan seine Zukunft sein mußte! —

O, wer jemals in die Herzen Derjenigen schauen könnte, die er beneidet, wer den Schlüssel zu einer Vergangenheit hätte, welche, trotz all' des äußern Glanzes, die Gegenwart öde und leer, welche, trotz aller Schätze, die Zukunft freudlos und arm macht, — wer in's Innere manches stolzen, prächtigen Hauses, mancher äußerlich guten Ehe blicken könnte, — wieviel stillverschwiegenes Weh, wieviel schlaflose Nächte und ruhelose Tage würde Der sehen und dem stolzen Reichen gern seine Millionen gönnen, die keinen eigenen Seufzer ersticken, keine Thränen trocknen können! — Der würde zufrieden mit dem kleinen Scherflein, das ihm die Hand des Schicksals gegeben, mit dem stillen, einfachen Loose sein, das er sein Eigen nennt! — Gönnt den stolzen Reichen dieser Welt ihre Villen, ihre prächtigen Kleider, ihre Equipagen mit den eleganten Pferden und dem Silbergeschirr, gönnt ihnen ihre Feste und Schmausereien, nach denen Ihr leckert, wenn Ihr Euer einfaches Mahl verzehrt! — Ihr wißt nicht, welche schmerz- oder angstgepreßte Herzen in diesen Villen schlagen, wißt nicht, was ihnen diese leckeren

Speisen zu Galle, diese theueren Weine zu Gift macht, und Ihr schlaft in Eueren einfachen Betten vielleicht besser und ruhiger, als manche dieser beneideten Großen, die den hohen Bergspitzen gleichen, auf denen die Sonne blitzt und glitzert und die doch von ewigem Schnee und Eis bedeckt sind! —

Es war eine lange Pause gewesen, die Adalbert endlich unterbrach:

„Wenn ich wieder so aus dem Strang schlage, so lass' einen Ruf zur Ordnung ertönen, mein Junge," sagte er mit seinem alten Humor; „ich will doch endlich einmal vernünftig werden und nicht so in's Zeug hinein gehen, wie ein halbverrückter Poet, der seine Gefühle so hoch hinaufschrauben muß, um einen lesbaren Vers zu Stande zu bringen. Also, ich fahre fort:

Elisabeth's Mutter starb, nachdem ich drei Tage auf Schloß Meuren gewesen war. Ihr Bruder war, wo möglich, noch stumpfer geworden, und mir lag nun Alles ob, was zur Bestattung der Todten und dem Arrangement ihres kleinen Nachlasses nothwendig war. In einem ihrer letzten, lichten Augenblicke hatte sie Elisabeth und mir gesagt, sie habe, nachdem diese nun so gut versorgt und Karl ein reicher Mann sei, das Wenige, was sie an irdischen Gütern besessen, mir zugedacht, da ich

fast ganz ohne Subsistenzmittel sei, die kleine Apanage abgerechnet, die ja kaum des Nennens werth war. Elisabeth war mit Allem zufrieden. Der Verlust, welcher sie bedrohte, nahm all' ihre Gedanken in Anspruch. Kam es daher, daß sie so weich, so hingebend war, wie ich sie früher nie gesehen hatte, — daß sie so herzlich dankbar war für Alles, was ich ihr und der Kranken gewesen, während der Leiden und nach dem Tode derselben? — Für Alles! — Und ich hätte meinen letzten Blutstropfen mit Freuden hingegeben, hätte ich ihr mehr sein, ihr die verlorene Mutter oder den fernen Verlobten ersetzen können; — denn jetzt, wo er nicht da war, wo ihre Liebe mich nicht täglich, stündlich zum Zorne reizte, jetzt konnte ich es über mich gewinnen, ruhiger an ihn zu denken, ja, sogar mit ihr von ihm zu sprechen. Mochte der Schmerz oder die Entfernung ein Gefühl dämpfen, das ja in dem Herzen des Kindes, welches sie gewesen, als sie sich mit ihm verlobt hatte, noch keine starken Wurzeln hatte schlagen können, mochte meine Gegenwart abkühlend darauf wirken, wie ich manchmal mit einem wahren Schwindel von Seligkeit dachte, was aber nicht der Fall war, wie Du später sehen wirst, — genug, Elisabeth war eine Andere geworden, ruhiger, ernster, gehaltener; —

das Kind war am Sarge der Mutter der Jungfrau gewichen, und dem Schmerz war gelungen, was die Liebe nicht vermocht hatte. —

Wenn Du ein Menschenkenner bist, Erwin, wirst Du daraus schließen können, daß es keine wirkliche Liebe war, was Elisabeth mit Karl verbunden hatte. Sie war in ihrem kindlichen Herzen noch nicht aufgegangen. In der Einsamkeit ihrer Jugend war er ihr zuerst entgegengetreten, hatte sie mit Geschenken, buntem Flitter und Huldigungen überhäuft, die so bestechend für ein junges Gemüth sind, hatte ihr von Liebe gesprochen und daß sie die Herrin dieses Schlosses werden könne, wenn sie wolle; — die Mutter hatte mit Freuden die Hand ihres Kindes in die des glänzenden Bewerbers gelegt, den sie obenein noch von Kindheit an gekannt und lieb gehabt hatte; — kannst Du Dich über diese Verbindung wundern, in die Elisabeth, wie sie glaubte, mit Freuden einwilligte und die der Anfang unsäglichen Elends für sie werden sollte! — —

Ermahne mich doch zu größerer Kürze, mein Freund, ich fange immer wieder an, breit zu werden und hasse doch bei Anderen nichts mehr als das! —

Die wenigen tausend Thaler, welche die gute Pflegemutter mir geschenkt hatte, setzten mich in den Stand, nach meiner nunmehrigen Volljährigkeit noch ein Paar Jahr ganz nach meiner Neigung zu leben, die mich immer mehr zum vagabundirenden Leben hinzog, welches ich schon eine Zeit lang vorher geführt hatte.

Als ich fast den Winter über auf Meuren geblieben war und mich an dem berauschenden Kelch meiner alten Leidenschaft so betäubt hatte, daß mir weder von meinem Verstand, noch von meinem Ehrgefühl ein Fünkchen übrig geblieben war, verließ ich meine Heimath, oder richtiger, ich floh sie, aber nicht, ohne vorher Elisabeth Alles gesagt zu haben, was mein Herz erfüllte, was ich litt, was ich schon lange gelitten hatte. — Du siehst, Erwin, ich war toll, ganz toll! — Wie hätte ich mich sonst so erniedrigen können, ich, der ich mich für stolz hielt! — Elisabeth's Antwort übergehe ich mit Schweigen. Aus meinen folgenden Schicksalen wirst Du sie errathen!

Um diese Zeit war in Italien die Revolution ausgebrochen, entweihte Throne waren gestürzt, unwürdige Machthaber vor der Volks-Justiz entflohen. Garibaldi's antike Heroengestalt tauchte immer erhabener, immer herrlicher aus diesem Chaos von

Empörung, wilderregten Leidenschaften und Partei-geist empor. Ich verehrte ihn mit der ganzen Gluth meines jugendlichen Herzens, ich bewunderte ihn mit einer Demuth, welche mir sonst fremd war. In meiner damaligen Gemüthsstimmung hatte ich nur einen Wunsch: zu sterben! — aber ehrenvoll, unseres alten Namens würdig, den mit dem neuen Flecken eines Selbstmordes zu besudeln ich für zu gut hielt. Dort, auf dem Felde der Ehre, wo es blutige Lorbeeren zu brechen gab, dort, bei einem schmählich unterjochten, schändlich mißhandelten Volke, an dessen Namen eine ganze Weltgeschichte voll Ruhm und die Bewunderung einer ausgearteten Nachkommenschaft hängt, dort war mein Platz! — Ich stellte mich freiwillig unter die tapferen Soldaten, ich focht im dichtesten Kugel-regen, — aber die Kugel, welche vielleicht geliebte Gatten, Söhne oder Brüder hinwegraffte, ver-schonte mich. Mein Unglück hatte mich gefeit, denn der Tod verschmäht diejenigen, welche ihn suchen! —

Endlich traf mich dennoch eine Kugel. Ich sank verwundet, bewußtlos nieder. Mein rech-ter Arm war zerschmettert! — Die Kugel, welche ich für mitleidig gehalten hatte, war nur grausam gewesen, denn sie hatte mich meines

letzten Trostes, meiner letzten Hoffnung beraubt, sie hatte mich kampfunfähig gemacht.

Mit Gefühlen, welche zu beschreiben ich unterlasse, lag ich Monate lang im Lazareth. Die berauschenden Emotionen des Kampfes, das Einzige, was mich momentan zerstreute, ja glücklich machte, eben weil sie mich mein Elend nicht empfinden ließen, waren nun für immer zu Ende. Meine Wunde heilte zwar, aber jede Aussicht, den Arm wieder im Felde gebrauchen zu können, war verschwunden. Das Schicksal hatte mir zeigen wollen, daß jeder Kampf gegen dasselbe vergeblich und Geduld die einzige Waffe ist, um mit Erfolg dagegen zu operiren. Als ob gerade das nicht das Schwerste, das Schrecklichste ist, was einem heißen Blute auferlegt werden kann! — Und dennoch mußte ich mich mit Zähneknirschen diesem grausamen Verlangen einer blinden Macht unterwerfen. —

Als ich reconvalescent aus dem Lazareth entlassen wurde, den Arm noch in der Binde, mit der Weisung, ihn noch lange sehr zu schonen, wollte ich ihn nicht für immer unbrauchbar machen, — da stand ich wieder auf demselben Punkt, den ich vorher für immer verlassen zu haben gehofft hatte: ziellos, planlos, uneins mit mir selbst, zerfallen

mit der ganzen Welt, mein Geschick verfluchend. Italiens Schönheit und Kunstschätze, die sich vor mir erschlossen, sah ich wohl, genoß sie aber nicht. Ein innerer Trieb, den ich mit dem dunklen Instinkte der Kraniche und Störche vergleichen möchte, der sie über Land und Meer heimwärts treibt zum kleinen Dörfchen und dem Strohdach des armen Bauern, wo sie gebrütet und geboren sind, zog mich vorwärts, immer und immer vorwärts. Ich wollte nicht an die Heimath denken, wollte sie hassen und fliehen, und jener Instinkt leitete doch meine Schritte immer mehr in die Nähe derselben und schrieb mir meinen einsamen Weg vor.

Ein Paar Jahre waren verflossen, seitdem ich fortgegangen, fortgestürmt war in die Fremde, den Tod zu suchen, der mich nicht wollte. Elisabeth mußte lange verheirathet, glücklich oder elend geworden sein — mir gleichviel! — Für mich war sie ja unwiederbringlich verloren. Mit dem wahnsinnigen Geständniß meiner Leidenschaft war ja Alles vorüber. Nicht einmal die Hoffnung hatte ich noch, daß sie mit der Liebe einer Schwester an mich denken würde, welche ich verschmäht hatte.

So kam ich nach Venedig, wo ich mit Dir zusammentraf, mein Erwin, und von diesem Augenblick an schien der Zorn meines Geschicks ver=

söhnt, mein Leben wieder lebenswerth werden zu wollen. Die Freundschaft, welche ich nie vorher gekannt hatte, wob ihr sanftes, friedliches Band um mich; die heißen, versengenden Gefühle meines Herzens wurden kühler, der Sturm meiner wilden Vergangenheit legte sich und das wahnsinnige Verlangen, zu sterben, verschwand in dem Bewußtsein Deiner Liebe. Ich fing wieder an zu hoffen, die wild abgerissenen Fäden meines Lebens einst, nach Jahren vielleicht, wieder anknüpfen, noch an eine Zukunft denken zu können, welches Wort ich schon aus dem Wörterbuche des Lebens ausgestrichen zu haben glaubte.

Mit Dir zusammen sah ich noch viele Schönheiten des gesegneten Landes, in dessen Schooß zu ruhen noch vor Kurzem der heißeste Wunsch meines Herzens gewesen war. Mit Dir zusammen lernte ich sie genießen und meine Seele an den Meisterwerken einer lange vergangenen Generation zu erfreuen und zu erstarken zum Beginne eines neuen Lebens, das Verlorene, Vergeudete wo möglich wieder einzuholen. Durch Deinen klaren, ruhigen Verstand lernte ich einsehen, daß nicht im Genuß einer wildbegehrten Liebe der Zweck unseres Lebens liegt, daß es nicht die Absicht Desjenigen sein konnte, der uns erschuf, Fähig-

keiten und Kräfte in unsere Seele legte, sie zu verschwenden in fruchtloser Verzweiflung, in verachtenswerther Trägheit, wenn uns nicht Alles nach Wunsch geht; — daß Schaffen und Streben den Mann erst zum Manne macht! — Dank Dir dafür, mein guter Erwin, und verzeihe mir, wenn ich noch einmal auf jene Frau zurückkomme, der ich so viele Jahre meines frischen, thatkräftigen Lebens geopfert habe. — Auch sie ist elend geworden! — doppelt, da sie nicht Schuld an ihrem Unglück ist, oder nur halb, im Gefühl ihrer Unschuld.

Was ich fürchtete, ist Wahrheit geworden. Karl's ausschweifendes Leben wurde durch den Besitz dieses reinen Weibes nicht gebessert, im Gegentheil, die Reinheit und Tugend desselben stürzte ihn in immer größere Ausschweifungen, da sie ihm ein stiller Vorwurf und Richter seiner eigenen Verworfenheit wurden. Die Leidenschaft, welche er anfänglich für sie empfunden, hatte der Besitz bald abgekühlt; er floh sie, weil ihre Nähe ihn belästigte und bedrückte. Da er reich war, fehlte es ihm nicht an Freunden, wie sie sich nannten, die in der That aber nur elende Schmarotzer waren, welche dem splendiden Majorathsherrn huldigten und seinen Lastern fröhnten, weil sie Vortheil von ihnen ziehen konnten.

Elisabeth erlitt viel Unwürdiges und ertrug es mit dem ganzen Stolz ihrer edlen Natur. Der Oheim hatte sich ganz von Beiden zurückgezogen. Karl hatte ihm, seinem Wunsche gemäß, ein kleines, pavillonartiges Gebäude im Garten aufführen lassen, in dem er wohnte. An ihm konnte sie keine Stütze, keinen Trost haben. Sie mußte Alles aus sich selbst schöpfen, und in der That muß sie Fond genug dazu besessen haben, denn sie erlag nicht den Unbilden, die sie von dem unwürdigen Gatten zu erdulden hatte, nicht dem Zorne, der ein schwächeres Wesen unfehlbar zerstört haben würde. Ueberdies war sie Mutter, und an dem Kinde hängt nun das ganze Herz des Weibes, das von dem rohen Gatten zurückgestoßen worden, und findet Trost und Freude an ihm. —

Dies Alles weiß ich aus sicherer Quelle. Unser Banquier, mit dem ich mich wieder in Beziehung gesetzt, nachdem er Jahre lang nichts von mir gehört hatte, theilte mir dies Alles mit, und da ich ihn als einen ehrenwerthen und glaubwürdigen Mann kenne, so zweifle ich keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Mittheilungen. — Von ihm habe ich nun heut' einen Brief erhalten, der mich bis in's tiefste Herz getroffen hat. Karl ist plötzlich wahnsinnig geworden. Sein schwacher

Körper mußte früher oder später diesen Ausschweifungen erliegen, und die furchtbare, unausbleibliche Katastrophe ist schon jetzt eingetreten.“ —

Adalbert stand wieder auf und that ein Paar hastige Gänge im Zimmer auf und nieder, dessen Hintergrund schon die Schatten des frühen Herbstabends füllten.

Auch Erwin war aufgesprungen. Auf einen so schrecklichen Ausgang dieser Erzählung war er nicht gefaßt gewesen.

„Wahnsinnig?“ rief er mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens. —

„Und in's Irrenhaus von H. gebracht,“ antwortete eine dumpfe Stimme, die keine Aehnlichkeit mehr mit der des jungen Mannes hatte. —

Dann ward es wieder still im Zimmer und nur sein keuchender Athem und das Geräusch seiner heftigen Schritte waren noch hörbar. — — —

Lange, lange noch herrschte dies tiefe, unheimliche Schweigen um die beiden Freunde. Erwin mochte es nicht unterbrechen. Er wußte ja nicht, ob Adalbert im Stande sein würde, diese Unterhaltung fortzuführen und er selbst war noch so bewegt von dem Schauder, der sein Herz erfüllte, daß er sich erst sammeln mußte, um wieder zu sprechen.

Endlich schien Adalbert ruhiger zu werden. Sein Athem wurde langsamer und weniger laut, sein Tritt gehaltener. Dann setzte er sich wieder und begann, anfangs zwar abgebrochen, dann aber so ruhig, wie gewöhnlich.

„Jetzt höre mich noch einen Augenblick an, Erwin. Da Du meine Vergangenheit kennst und darin lesen kannst, wie in einem aufgeschlagenen Buche, so lass' mich Dir nun von meinen Plänen für die nächste Zukunft erzählen, denn diese tritt an mich heran mit ihren Ansprüchen und fordert von mir, meiner lange versäumten Pflicht eingedenk zu sein. Zuerst ruft sie mich nach Meuren. Elisabeth ist rathlos, hülflos. Was kann das einzeln dastehende Weib in seiner schrecklichen Lage thun, auch wenn es eine noch stärkere Seele besäße! Ich werde in einigen Tagen zu ihr gehen. Vor der Hand muß ich die Antwort meines Gewährsmannes abwarten, dem ich gleich wieder geschrieben und ihn gebeten habe, mir die Details dieses schrecklichen Vorfalls mitzutheilen. Ich muß von Allem unterrichtet sein, ehe ich sie wieder sehen kann. Ich will als Bruder vor sie hintreten, ihr meinen Beistand anbieten und zu Gott hoffen, daß ich ihr etwas sein, daß ich jetzt das hassenswerthe Andenken austilgen kann, welches ich bei ihr hinterlassen,

daß ich mir ihre Achtung wenigstens wieder erwerben kann. Dann, mein Freund, will ich zufrieden sein und mein Geschick nicht mehr verfluchen." —

„Aber, Adalbert," unterbrach ihn Erwin, der mit dem größten Erstaunen diesen Worten gelauscht hatte, „begiebst Du Dich nicht in eine Gefahr, weit größer als die war, da Du unter den Kugeln von Magenta standest? Wird Dein Wille fest und stark genug sein, Deine kaum überwundene Leidenschaft niederzuhalten, wird ihre Nähe nicht ihren alten Zauber auf Dich ausüben, wirst Du dann nicht doppelt unglücklich sein? Ueberlege es Dir wohl, mein Bruder, dieser Schritt will reiflich erwogen werden. Einmal betreten, ruft keine Macht der Welt Dich wieder zurück von dieser gefährlichen Bahn." —

„Und dennoch muß sie betreten werden," erwiederte der junge Mann sehr ruhig; „will das Schicksal mich verderben, wohlan! — Ich habe gegen meine Liebe gekämpft mit Riesenstärke, ich habe mit ihr gerungen und bin Sieger geworden! — Soll ich jetzt den schrecklichen Tribut für das stolze Bewußtsein zahlen, nun, mit Gott! — Ich kann nicht anders! — Uebrigens glaube ich auch, daß die Gattin meines Bruders, die Mutter seines Kin-

der nicht mehr dieselbe für mich sein wird, nicht mehr das liebliche, heitere Kind, nicht mehr die anmuthige Jungfrau, kurz, nicht mehr die Elisabeth, die ich einst mit solchem Wahnsinn geliebt habe. Die Leiden und Kämpfe dieser Jahre, die zwischen heut' und jener Stunde liegen, wo ich mich von ihr losriß und sie zum letzten Male sah, haben eine Rinde von Eis oder einen Panzer von Stahl um mein heißes Herz gelegt, und ich bin überzeugt, daß ich ihr so ruhig entgegentreten werde, als hätten wir unter einem Herzen geruht. Ueberdem muß ich nach Meuren. Die Gutsgeschäfte, denen mein unglücklicher Bruder vorgestanden, müssen erledigt, wenigstens muß ein Administrator dafür ernannt werden, bis er, so Gott will, geheilt zu seinen Obliegenheiten zurückkehren kann. Ich muß ihn selbst sehen, mit seinem Arzte sprechen, wissen, ob Hoffnung auf baldige und vollständige Genesung vorhanden ist. Daß mir hier der Boden unter den Füßen brennt, wirst Du einsehen. Lass' uns also diese wenigen Tage, die wir jetzt noch zusammen sind, so recht von Herzen genießen, mein Erwin! Für Dich wie für mich sind sie der Abschluß einer schönen, reichen Zeit, und die Erinnerung daran wird mir unvergeßlich bleiben. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird Dein Leben ebener verfließen,

als das meinige. Reichthum und Liebe werden es verschönen und Dein stilles, leidenschaftloses Gemüth wird Dich vor vielen Schmerzen und Kämpfen bewahren. Wenn auch unerfüllte Wünsche und unverwirklichte Träume Dir zuweilen einen Seufzer erpressen, wenn die Monotonie und kalte Berechnung Deines Berufes Dein warmes, für alles Schöne und Große schlagendes Herz erkalten werden, ich hoffe, Du wirst dennoch, im Besitze eines Weibes, wie Du mir Deine Braut beschrieben, wie ich sie aus ihren Briefen kenne, nie so elend werden, wie ich gewesen bin, wie ich möglicherweise wieder werden kann. Und wenn wir uns nach Jahren einmal wiedersehen, so hoffe und wünsche ich für Dich, daß der göttliche Funke der Begeisterung und Liebe für Kunst und Wissenschaft von der Asche der Berechnung und Spekulation nicht in Dir erstickt und Dein Herz nicht erstarrt ist für die heiligsten Güter des Lebens!" —

Mit diesen Worten reichte er sehr bewegt seinem Freunde die Hand und drückte sie lange und fest. — In Erwin's Antlitz war bei dieser letzten Wendung des Gesprächs eine seltsame Veränderung vorgegangen. Seine blassen Wangen glühten, durch das Dunkel seiner Augen schossen Blitze. Seine Brust begann sich zu heben, auch sein Athem war heiß und keuchend geworden.

Mit fieberhafter Erregung, wie Adalbert sie noch nie zuvor bei ihm gesehen, sprang er empor.

„Nein, nein und tausendmal nein," rief er mit einer Vehemenz und so laut, daß sein Freund ihn erschrocken ansah, „nein, Adalbert, so wird mein Leben nicht sein! — Hätte ich noch einen Zweifel an meine Zukunft haben können, hätten Unschlüssigkeit und Furcht vor dem, was ich hervorrufen werde, mich von dem abhalten können, was ich schon lange als Bild meines Lebens mit mir herumtrage, Deine letzten Worte hätten mir Muth und Kraft gegeben, das Aeußerste zu wagen, Alles daran zu geben, zu erdulden und nicht meine freie Seele in unwürdige Fesseln schlagen zu lassen und wären sie auch von Gold! — Ich werde diesem Leben voll glänzenden Elends entfliehen, koste es, was es wolle! Ich werde nicht rechnen, spekuliren, nicht in Gold wühlen, ich werde nicht handeln, wo ich schaffen, feilschen, wo ich vielleicht Schönes und Großes hervorbringen kann. Ich werde meinem stolzen Vater entgegentreten, seine klug ausgedachten Pläne durchkreuzen, seine schön stimmende Rechnung durchstreichen; — ich werde kein Kaufmann werden und Millionen zu Millionen häufen, ich werde mich der Kunst widmen, deren Herrlichstes ich gesehen,

deren Schönheit mich begeistert hat; — ich will Maler werden!" — —

Ein Ausruf der höchsten Ueberraschung entfuhr den Lippen des Freundes, der mit steigendem Erstaunen dieser plötzlichen Verwandlung des so ruhigen und ernsten Verstandesmenschen zugehört hatte.

„Bist Du toll geworden, Junge?" fragte er mit seiner kalten Stimme, die stets abkühlend wie Eiswasser auf seinen Hörer wirkte, — „und Alicia und ihre Mutter und Dein Vater? — Erwin, Erwin, Du hast da etwas Ungeheuerliches gesagt, das unberechenbare Folgen nach sich ziehen wird!" —

„— Das ich aber nicht nur gesagt habe, sondern auch ausführen werde," antwortete der junge Voges, jetzt auf einmal wieder ruhig geworden. Beide schwiegen nun eine Weile, bis Erwin die nöthige Sammlung gefunden hatte, um Adalbert seine Pläne für die Zukunft mitzutheilen.

Dieser hatte über die unerwartete Enthüllung seines Freundes fast sein eigenes Geschick vergessen. Was Erwin ihm soeben gesagt, mit der Festigkeit, welche er schon an ihm kannte, hatte ihn zu sehr überrascht. Wohl hatte er manchmal das außerordentliche Kunstverständniß und die begeisterte Be-

wunderung des jungen Mannes jenen unerreichbaren Schöpfungen des Genius gegenüber mit Erstaunen wahrgenommen. Wohl war ihm dann und wann der Gedanke gekommen, wenn er durch Zufall einzelne Skizzen von Landschaften und Portraits gesehen hatte, die Erwin auf seinen Reisen aufgenommen und sorgsam vor jedem fremden Blick hütete, als hätte er etwas Unrechtes gethan, — wie schade es doch eigentlich sei, daß Erwin, anstatt der Sohn eines Millionärs, nicht das Kind eines Künstlers wäre, der diese herrlichen Anlagen bei ihm entdecken und fördern würde; aber nie war ihm der Gedanke gekommen, daß sein junger Freund die großen Vorzüge seiner Geburt, die sichere Aussicht auf ein nicht nur sorgenfreies, sondern üppiges Leben einem Berufe opfern würde, den sein Vater verdammen und der seine eigene Zukunft ungewiß und dunkel machen würde.

Und vollends jetzt, wo er mit seiner Cousine verlobt war, wo die beiden Namen Barry und Voges durch zwei ihrer Vertreter vereinigt waren, wo ein neuer Glanz über die beiden Firmen kommen mußte, die nun in eine zusammenschmolz, jetzt hätte er Jeden unbedingt ausgelacht, der ihm von solchem Entschluß seines Freundes gesagt hätte, wäre dieser es nicht selbst gewesen.

Während Beide noch schwiegen, betrachtete Adalbert das Antlitz vor ihm verstohlen, aber aufmerksam. Es war wieder so blaß geworden, wie vorhin, aber es lag ein solcher Ausdruck von tiefer Entschlossenheit darin, sein Blick hatte solche Ruhe und Festigkeit und seine Stimme hatte ihre vorige Lebhaftigkeit wieder verloren und klang so ernst, wie immer, als er wieder anhub zu sprechen, daß Adalbert sehr wohl einsah, daß hier von einer vorübergehenden Laune nicht die Rede sei. Er fühlte sich außerordentlich interessirt, als er in dem schnellen Combiniren, das ihm eigenthümlich war, sich plötzlich alle möglichen Folgen dieses Entschlusses vorstellte, als er in seinem Geist Vater und Sohn sich gegenüber sah und bedachte, welch' ein fester Wille, welch' starre Consequenz dazu gehören müßten, den Kampf zu beginnen und zu Ende zu führen, so daß sein eigener, unbeugsamer Geist sich vor ihm in Demuth beugte, die ihm sonst nur sehr Wenige abgezwungen hatten.

„Höre mich an, Adalbert," hub Erwin jetzt wieder an zu sprechen: „Wenn Dein eigenes Schicksal Dir Interesse genug übrig gelassen hat für mein Geschick, das bis heut' noch glatter und leichter, aber in Zukunft fast rauher und schwerer sein wird, als das Deinige, so höre mir zu. Was ich in den

wenigen Worten ausgesprochen habe, ist ein lange mit mir umhergetragener Wunsch, nicht das Resultat einer vorübergehenden Exaltation. Ich weiß sehr gut, welch' wichtiges, folgenschweres Wort ich ausgesprochen habe. Aber ich habe Alles wohl und lange überlegt, bin oft in Gedanken scheu vor dem wüsten Streit zurückgeschreckt, den ich so bald schon in eine friedliche Familie werfen werde, nein, jetzt in zwei. Ich weiß, daß Vater und Sohn sich gegenüberstehen werden, Jeder von seinem Rechte überzeugt, der Eine, es zu fordern, der Andere, es zu verweigern. Ich weiß, daß meines Bleibens hier nicht sein kann, daß ich auf das unschuldige Haupt meiner Braut eine Wetterwolke heraufbeschwören werde, unter deren Sturme ihr zartes Leben zittern wird. Ich weiß dies Alles! — Bis zu dieser Stunde bangte ich davor und zagte, wenn ich mir dies Alles vergegenwärtigte, aber jetzt nicht mehr. Deine letzten Worte haben meinen Zweifel zerstört, die Furcht vor meines Vaters Zorn von mir genommen. Ich weiß, daß ich die Kraft haben werde, deren ich bedarf, vor ihn hinzutreten und mein Recht, das mir von Gott und Menschen zukommt, zu fordern. Wohl war mir schon bei meiner Heimreise dies Ziel als das einzig wünschenswerthe erschienen; wohl war ich so schwach

gewesen, dennoch dem Befehl meines Vaters zu gehorchen und mich mit Alicia zu verloben; wohl hatte ich das ganze Gefühl meiner tiefen Erniedrigung, daß ich um ein Mädchen warb, welches ich nicht liebte; — aber der kalte Despot hatte noch einmal gesiegt über alle besseren Gefühle, über meine Zukunft und ihr Glück!" —

„Ich sagte ihm damals freilich, daß ich sie nur wie eine Schwester lieben könne, daß sie mir nie mehr sein würde, daß ich sie für zu gut, zu offen, zu unschuldig halte, um sie zu hintergehen. Er hörte mich an, ohne mich zu unterbrechen; dann, als ich zu Ende war, entgegnete er mir mit seiner Ruhe, die sich stets versteinernd auf meine warmen Gefühle legt, daß er wohl jene Gründe einsähe, die mir hindernd im Wege ständen; daß es besser wäre, in der Frau, die ein Mann heimführt, sein Weib und nicht seine Schwester zu lieben; daß die kleine Alicia wahrscheinlich nicht sehr erbaut sein würde, wüßte sie um jene Gattung von Liebe, die ich für sie fühlte; daß dies aber keineswegs ein Hinderniß unserer Verbindung sein könne; daß Ehen, ohne Liebe eingegangen, gewöhnlich recht befriedigend ausfielen; daß er, auch wenn dies nicht der Fall sein würde, dennoch darauf bestehen und von mir jenen unbedingten Gehorsam

verlangen müßte, in welchem er mich erzogen und den er für durchaus unerläßlich erachte. Er wisse sehr wohl, daß ich wenig Anlagen zum Geschäftsmanne und noch weniger Lust dazu besäße, daß aber schon die Vereinigung der beiden Firmen, welche durch diese Heirath erzielt würde, manches Fehlende ersetzen und manches kleine Aergerniß beseitigen würde. Im Uebrigen sei ich auch nicht mehr im Stande, zurückzutreten. Er, der Vater, habe schon vor meiner Rückkehr bei Alicia's Mutter um die Hand ihrer Tochter für mich geworben und ihre Einwilligung erhalten. Daß er selbst nun kein gegebenes Wort zu brechen, kein bereits abgeschlossenes Geschäft zu redressiren vermöge, könne ich mir wohl denken und bäte er mich nun, seine kostbare Zeit nicht länger mit solchen Lappalien in Anspruch zu nehmen."

„Vor der Hand," schloß der unerbittliche Tyrann seine kalte Rede, „lebe Dich in Deinen neuen Stand als Bräutigam ein; ich werde Dir wohl durch die Finger sehen müssen. Ihr junges Volk seid nun einmal nicht anders. Ist aber Alles arrangirt, dann sprechen wir noch einmal ein ernstes Wort und ich werde Dir dann Deinen Platz anweisen, den Du in unserem Geschäfte für die nächste Zukunft einnehmen sollst.

Alphons kommt in einiger Zeit heim. Ich habe ihn rufen lassen und wenn mich nicht Alles täuscht, wird unsere Firma in seinen Händen so wohl aufgehoben sein, daß ich ihm später den überseeischen Theil derselben werde anvertrauen können. Hier sind wir Beide stark genug vertreten. Ich fühle noch Kraft genug in meinem Arm, so lange das Ruder zu führen, bis auch bei Dir die vernünftigen Jahre kommen und die bessere Einsicht, daß all' der tolle Schwindel von Romantik und Idealität eitle Chimäre ist der Realität gegenüber, die einzig und allein in unserer Zeit gilt: ich meine das Geld, das die Welt regiert!" —

Damit war ich entlassen. Ich kannte ihn zu wohl, um noch ein Wort der Widerrede zu versuchen, und hatte den Muth nicht, trotz seines Befehls meiner besseren Ueberzeugung zu folgen. Ich stürzte hinaus, mit welchen Gefühlen, kannst Du Dir denken. —

Einige Wochen später nahmen wir die Gratulationen unserer „Freunde" entgegen. Alicia war so glücklich und trug dies Glück in so offener, fast rührender Weise zu Schau, daß auch ich ruhig und zufrieden mit meines Vaters Anordnung zu werden begann, obwohl sie eine Fessel zu werden drohte, die meine Zukunft umschlingen sollte.

Daß die Ausführung des Plans, den ich schon in Rom gefaßt, so lange heimlich mit mir herumgetragen hatte, durch meine Verlobung bedeutend erschwert worden war, sah ich recht gut ein. Bei dieser schmählichen Niederlage meines besseren Ichs, dem strengen Befehle des Vaters gegenüber, fühlte ich alle Energie schwinden, deren ich so viel zu besitzen geglaubt hatte, ja es gab sogar Tage, an denen mir mein Wunsch so unsinnig, so unausführbar erschien, daß ich jeden Gedanken an ihn verbannte und in fieberhafter Ungeduld Dein Kommen erwartete, um Dich in's Vertrauen zu ziehen und Deinem Verstande die Entscheidung zu überlassen. Erkläre Dir hieraus meinen letzten, lamentablen Brief, der Dir lächerlich genug vorkommen mußte. Mit Alicia habe ich noch kein Wort hierüber gesprochen. Dies Zurückhalten eines Gedankens, welcher mich doch ausschließlich beschäftigte, mag sicher nicht dazu beigetragen haben, mich liebenswürdiger zu machen, aber das arme Kind hat Engelsgeduld mit mir, und ich hoffe, daß es mich deßwegen nicht weniger liebt. —

Jetzt aber, wo Du gekommen bist, mein Adalbert, nun, wo ich Dich wieder sehe und höre, nun Deine letzten Worte wie ein Lichtstrahl mein ödes, zweifelvolles, schwankendes Herz erhellt und

mir gezeigt haben, was mich erwartet, wenn ich, wie ein Sklave, die goldenen Fesseln mit mir herumschleppe, die mein Leben erdrücken würden, — wenn ich das Streben, mich der Kunst zu weihen, in mir ersticken müßte, wenn ich nur der Sohn des reichen Vaters, der Gatte der noch reicheren Frau würde; wenn ich den Funken des göttlichen Genius, den ich oft mit Entzücken in mir geahnt, ersticken müßte; o, Adalbert, wäre ich dann nicht das erbärmlichste Geschöpf auf Gottes weiter Welt, wäre ich dann nicht eines so miserablen Looses werth, wie das meinige sein würde, wenn ich jetzt schwiege, wenn ich noch einmal vor des Vaters Zorn zurückbebte, wenn ich meinen freien Geist noch einmal unter dieses Joch beugte, das Habgier und Berechnung mir aufzwingen wollen? — Antworte mir, Adalbert, nur ein Wort! Tadle oder ermuthige mich!" —

„Wenn ich Dir Alles sagen sollte, was ich bei Deiner langen Rede empfunden habe, mein Junge," antwortete Adalbert mit ruhigem Ernst, „so habe ich meinem anfänglichen Erstaunen schon Worte geliehen. Dieses ist aber nur vorübergehend gewesen und was ich im aufmerksamen Verfolgen dessen, was Du gesprochen hast, gefühlt und gedacht habe, Dir zu wiederholen, würde mehr Zeit kosten,

als wir billigerweise an unnöthige Dinge verschwenden dürfen.

Was ich jetzt fühle, will ich Dir sagen: ein mit Bewunderung gemischtes Grauen — das ist vor der Hand Alles! — Weißt Du, daß mir ist, als folgten meine Augen einem Seiltänzer auf seiner gefährlichen Bahn, auf welcher jeder Schritt ihn in den Abgrund stürzen und zerschmettern kann, und von dem man sie dennoch nicht abwenden mag, gebannt von Bewunderung für seinen Muth und gefesselt von jenem magischen Zauber, der jedes gefährliche Unternehmen auf den Zuschauer ausübt? — Aber Bewunderung herrscht doch bei mir vor, mein Erwin, denn in dieser Stunde lerne ich Dich erst recht kennen und fühle, daß der geheimnißvolle Zug, welcher mich vom ersten Moment an zu Dir zog, gerechtfertigt ist durch die Seltenheit einer solchen Species von Menschen, wie Du bist. Daß ich Deinen Entschluß gut heiße, ja, daß Niemand mehr den edlen Beruf eines Künstlers schätzen und verehren kann als ich, weißt Du, denn nach dem, was ich jetzt erfahren habe, zweifle ich keinen Augenblick mehr, daß Du ein echter Künstler bist. Wo der göttliche Genius so laut und gebieterisch sein Recht heischt, wie bei Dir, da ist kein Beweis für das Vorhandensein desselben

mehr nöthig. Nun aber höre auch, was ich als der Aeltere und Dein Freund Dir entgegenzusetzen habe: es ist die Gefahr des Ehrgeizes, der Du Dich aussetzest! — Der Ehrgeiz eines Künstlers, mein Erwin, ist ein furchtbares Ungeheuer, eine Hydra, die lange schlafend in der Tiefe einer Menschenseele ruht, bis sie auf einmal durch einen Ton, einen Impuls von außen aufwacht, ihre tausend Köpfe erhebt und nun durch keine Macht der Welt wieder in Schlummer gelullt werden kann. Diese Qual fürchte ich für Dich, mein Freund, vor ihr möchte ich Dein stilles, einfaches Gemüth bewahren. Denke an Leopold Robert und seine Worte: „Der Weihrauch des Ruhms ist gefährlich, denn er läßt eine furchtbare Leere im Herzen zurück!" — Mit seinem frühen, gewaltsamen Tode hat er diese Worte besiegelt. Mit demselben Messer, mit dem er seine Arbeiten corrigirte, machte er seinem jungen, ruhmgekrönten, hoffnungsreichen Leben ein Ende! Es ist ein schauerlicher Abgrund, an dessen Rand ein Sprung Dich führen kann, — führen wird, wenn Dich nicht ein Gott behütet! — Je schwerer Du die Hindernisse überwinden wirst, die sich Dir in den Weg stellen bei Deinem Vater, Deiner Braut, Deinen Verbindlichkeiten, die Du lösen mußt, je schwerer Du in Deinem Alter die Entbehrung Alles dessen,

an das Du von Kindheit an gewöhnt bist, an „die weichen Ausfütterungen des harten, täglichen Lebens“ — die allerdings nicht zu gering angeschlagen werden dürfen, — je schwerer Du Dich an eifriges Studium, unermüdlichen Fleiß im Erlernen des Technischen Deiner Kunst gewöhnen wirst, desto sehnsüchtiger wirst Du nach dem Lohn für all' diese Mühen und Lasten ausschauen, desto durstiger sein nach Lob und Ruhm, nach Anerkennung Deines Talents vor der Welt und von der Welt, in der ja die Rechtfertigung dieses Deines Schrittes begründet liegt! — Du wirst und mußt ehrgeizig werden, Erwin, um den Menschen, von denen Du Dich jetzt lossagst, zu beweisen, daß Du berechtigt warst, Dich ihren Kreisen zu entziehen, Dich über sie zu erheben, wie Du es nennst, unter sie herabzusteigen, wie sie es nennen werden. Du bist wie das Kind, welches nach der Flamme greift, an der es sich verbrennen kann. Hast Du auch an diese Gefahr gedacht, als Dein Entschluß fest und unabänderlich wurde, Erwin? —“ —

Erwin schwieg einen Augenblick, dann erwiederte er sehr langsam: „Nein, Du hast Recht, Adalbert, daran hatte ich noch nicht gedacht! Aber was auch morgen werden wird, ich werde mich bald Auge in Auge mit dieser Gefahr stellen,

welche Deine Freundschaft für mich aufgewittert hat. Aber sie wird mich nicht schrecken, darauf verlasse Dich, und habe ich erst den Rubikon überschritten, so mag kommen, was will. Der heilige Genius der Kunst, dem ich Alles opfere, was mein ist und war, wird mich schon beschützen! Ihm vertraue ich mich und mein Geschick!" —

Damit reichte er tiefbewegt seinem Freunde die Rechte, welche dieser herzlich drückte und festhielt.

„Also in einigen Tagen, Erwin," sagte er, „Du und ich, wir Beide fordern unser Schicksal heraus und Gott mag uns Beiden gnädig sein!"

„Ja, in einigen Tagen!" wiederholte Erwin sehr bestimmt; „so lange lass' uns schweigen und uns innerlich vorbereiten. Wir bedürfen Beide der Stärkung und des Muthes, lass' uns diese Einer durch den Anderen finden! Bis Du fortgehst, schweige ich. Ich will mir die letzten schönen Stunden unseres Zusammenseins durch Nichts verkümmern lassen. Noch ein Paar Tage wollen wir genießen, dann aber handeln!"

„Und Männer sein, die wissen, was sie thun!" sagte Adalbert tiefbewegt. — —

Die Nacht war hereingebrochen, ohne daß die jungen Männer es gewahrt hatten. Sie hatten

noch kein Licht begehrt. Nun stand Adalbert auf, danach zu schellen. Bei der traulichen Flamme desselben betrachteten sich Beide. Ihre Augen glänzten von schöner Begeisterung, Muth und Entschlossenheit.

Erwin stand endlich auf, um zu gehen.

„Lebe wohl für heut' und gute Nacht!" sagte er sehr weich, „morgen sehen wir uns wieder!" —

„Morgen sehe ich Dich und Deine Braut!" antwortete Adalbert, „gute Nacht, mein Raphael in spe!" —

Fünftes Kapitel.

Am folgenden Tage hatte Erwin die Freude, seinen Freund zu seiner Braut zu führen, die er schon vorher von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt hatte. —

Es war ein herrlicher Herbsttag. Die klare, durchsichtige Bläue, die schon etwas von der helleren Färbung der vorgerückten Jahreszeit hatte, lag über der Natur, einen leichten Nebel zerstreuend, der sich in der Nacht gebildet und recht langsam der Gewalt der Sonne wich, welche sie sich noch vom Sommer her bewahrt hatte.

Die Villa der Madame Barry sah überaus prächtig aus. Die Thürme und Thürmchen, die luftigen Gallerieen und die zierliche Veranda, die Zacken und Spitzen des großen, weitläufigen Gebäudes, Alles sah so neu, so modern, aber auch

so geschmackvoll aus, daß Adalbert sich eines anerkennenden Wortes über die Eleganz und Symmetrie desselben nicht enthalten konnte.

Der leichte Wagen lenkte in diesem Augenblick in den Garten ein, welcher noch wenige Spuren des nahenden Herbstes zeigte. Die Blumenpartieen zwischen den sammtenen Rasenplätzen sahen so wohlgepflegt aus, die großen Orangenbäume, die dicht vor dem Hause und um einen saftiggrünen Rasen standen, sahen mit ihrem dunklen Laub, zwischen dem die goldenen Früchte und duftigen Blüthen wechselten, recht fremdartig aus, während die Kronen der alten Eichen und Buchen, die über das bläuliche Dach der Villa emporragten, schon einzelne gelbe und röthliche Schattirungen zeigten. —

Vor der Veranda, auf welcher wir zuerst Madame Barry gesehen haben, stiegen die beiden jungen Männer aus. Erwin warf dem Bedienten die Zügel zu und nun schritten sie rasch die Stufen empor, oben von einem Lakaien in der schönen, himmelblauen, silberverbrämten Livrée der Dame des Hauses empfangen.

Diese erwartete ihre Gäste schon in ihrem Salon, einem großen, hohen, mit allem Luxus und Comfort möblirten Zimmer, mit derselben reizen-

den Aussicht, welche sie schon von der Veranda aus genossen hatten. Adalbert mußte sich wohl oder übel gestehen, daß die Erscheinung der Madame Barry etwas sehr Imponirendes und Gewinnendes hatte, besonders hier, in diesen prächtigen Räumen, in diesem Saal voll von seltenen Blumen, die in kostbaren, antiken Vasen dufteten, wo alle Wände von geschmackvollen Meubles mit prächtigen Stoffen überzogen prangten, über welchen werthvolle Gemälde, theils Copieen älterer Meister, theils Erzeugnisse moderner Kunst, in reichen, dickvergoldeten Rahmen hingen.

Auf einem Eckdivan, nahe am Fenster, welches eine Scheibe von oben bis unten von dickem Spiegelglase bildete, erhob sich die hohe, stolze Gestalt der Herrin dieses Hauses, reich, aber geschmackvoll gekleidet, in der schweren, silbergrauen Robe, die vortrefflich zu ihrem schwarzen Haar und dem ganzen südlichen Typus ihres Gesichtes paßte. Ein leichtes Häubchen von rosenrothem Krepp hob mehr den Glanz und die Fülle dieses Haares, als daß es sie versteckte. Dazu eine Fluth von Spitzen um Hals und Arme und ein höchst kostbarer, aber sehr einfach aussehender Schmuck von abnorm großen Perlen mit Brillanten untermischt.

Adalbert mußte einräumen, daß die Frau Toi=

lette zu machen verstehe und all' diese Kostbarkeiten mit dem einfachen Stolze einer Frau trage, die, daran von Jugend auf gewöhnt, nur ihrer Gewohnheit nachkommt, wenn sie sich mit denselben schmückt. —

Am Fenster selbst, von einem niedrigen Tabouret, erhob sich eine schlanke Mädchengestalt bei Meldung des Bedienten: „Herr von Meuren und Herr Voges!"

„Sind uns sehr willkommen," antwortete die Dame sehr freundlich und laut genug, daß die Herren sie hören mußten. „Führen Sie sie sogleich herein!" —

Das junge Mädchen, welches am Fenster gesessen, erhob sich, wie gesagt, bei diesen Worten oder, richtiger, sie schnellte empor, einem unwillkürlichen Impuls nachgebend, den Kommenden entgegenzugehen; aber ein strenger Blick ihrer Mutter bannte sie wieder auf ihren Platz. Ein zartes Roth erschien für einen Moment auf ihren blassen Wangen, als sie den nahenden Schritten lauschte, dann aber verschwand es wieder und nur das helle, glückliche Aufleuchten ihrer Augen verrieth die frohe Bewegung ihres Herzens.

In der Thüre, welche der Lakai jetzt eben aufgerissen hatte, erschien die hohe, muskulöse Ge-

stalt des Herrn von Meuren, im untadelhaften, schwarzen Anzug, den Hut in der sorgsam behandschuhten Hand. Hinter ihm verschwand die kleine, zierliche Gestalt des jungen Voges fast ganz, aber die Blicke des jungen Mädchens suchten sie doch, nachdem sie eine Sekunde auf dem Fremden mit einer Art von leicht verzeihlicher Neugier geruht hatten. Sie that nun wirklich den schon beabsichtigten Schritt vorwärts, ohne ihre Mutter anzublicken, ob diese sie deßwegen tadeln würde, ja in diesem Augenbick dachte sie nicht einmal mehr an die Gegenwart der Mutter überhaupt.

Sie ging auf Erwin zu, nachdem dieser die gegenseitige Vorstellung ausgeführt hatte, und streckte ihm lächelnd ihre kleine, zarte Hand entgegen. Dieser schlang eine Sekunde lang seinen Arm um sie und drückte einen leichten Kuß auf ihre Stirn. Dann führte er sie, sie noch immer an der Hand haltend, seinem Freunde entgegen, der in artiger, aber durchaus zwangloser Weise vor seiner schönen Wirthin stand und ein Paar Gemeinplätze mit ihr austauschte.

„Hier führe ich Dir meine Braut zu, Adalbert", sagte er, das leichte Stirnrunzeln der schönen Schwiegermama ignorirend, welche diese unceremoniöse Vorstellung ihrer Tochter wenig nach ihrem Geschmacke fand.

Adalbert wandte sich mit einer leichten, vornehmen Verbeugung von der Hausfrau ab und dem jungen Mädchen zu, das hocherröthend und sichtbar verlegen in die ihm dargebotene Hand des Freundes ihres Verlobten legte, indem sie sich tief vor ihm verneigte. —

Die Augen des Herrn von Meuren ruhten eine Weile auf ihr. Der forschende Blick, mit dem er sie zuerst betrachtet hatte, machte bald einem gütigen, freundlichen Ausdrucke Platz. Erwin sah es in diesen Zügen, in denen er so gut zu lesen verstand, daß Alicia ihm gefalle, und in der That sah sie heute äußerst lieblich aus in dem blaßblauen Seidenkleide, dessen schwere Falten die zarte Gestalt so graziös umflossen, ohne weiteren Schmuck, als eine kaum aufgeblühte Rose an der Brust, welche sie, trotz des Wunsches ihrer Mutter, sich reicher zu kleiden, selbst gepflückt und angesteckt hatte, das feine Gesicht von den reichen, blonden Locken umflossen und in den strahlenden Augen solchen Ausdruck von Liebe und Glück, daß Jeder gestehen mußte, es sei ein liebliches, herzerfreuendes Bild! —

„Da ich Sie schon so lange aus Ihren Briefen und Erwin's Schilderungen kannte, freue ich mich doppelt, Sie heut' persönlich kennen zu lernen,

mein Fräulein", sagte er mit sehr mildem Ton, indem er seine hohe, stolze Gestalt zu ihrer kleinen, schmächtigen herabbeugte, „und meine Freude ist um so größer, als Ihre persönliche Bekanntschaft dem Bilde keinen Abbruch thut, das ich mir von Ihnen entworfen hatte, ja, es noch bei Weitem in den Schatten stellt. Ich weiß, daß auch ich Ihnen nicht ganz fremd bin, und wünsche nur, daß der Freund Ihres Verlobten keinen ganz ungünstigeren Eindruck auf seine liebliche Braut machen möge!" —

Die Conversation war bald im besten Gange, und wenn Alicia in der angeborenen Schüchternheit ihres Wesens auch nur wenig sprach, so wußte doch Herr von Meuren jene oft so zu lenken, daß auch sie mit hineingezogen wurde, und Erwin freute sich des immer sichtbarer werdenden Wohlgefallens seines Freundes an dem jungen Mädchen sowie auch über Adalbert's vornehme Haltung und sicheren Takt der stolzen Frau gegenüber, die ihr offenbar imponirten, wenngleich sein scharfer Sarkasmus, der hin und wieder hindurchblitzte, sie manchmal stutzig zu machen schien.

Adalbert erzählte viel von seinen Reisen und kam dann auch auf die kurze, kriegerische Episode seines Lebens zu sprechen. Madame fühlte sich dadurch unangenehm berührt. Sie war Legitimistin

und in Folge dessen für die Bourbons eingenommen. Daß sie nun einen der Männer vor sich sah, welcher mit geholfen hatte bei dem Sturze jener Throne, die ihr „von Gottes Gnaden" vollkommen berechtigt erschienen, daß dieser Mann mit Laune einige seiner Abenteuer auf dem blutigen Felde der Freiheit erzählte und mit glühender Begeisterung eine kurze Skizze jenes Helden entwarf, der die jugendlichen Krieger durch sein bloßes Dasein zu Heldenthaten ermuthigte, das durchfröstelte sie und sie versuchte mehrmals, den Faden der Conversation entweder abzureißen oder in eine andere Bahn zu lenken.

Adalbert bemerkte sehr wohl die Mißstimmung seiner schönen Wirthin und brach so bald wie möglich in seiner Erzählung ab, wenngleich mit innerem Widerstreben. — Ihn überkam ein leises Gefühl von Unbehagen, dieser stolzen Frau gegenüber, die nicht einmal die Aristokratie der Geburt besaß, welche er noch eher gelten ließ, als die des Geldes. Aber er bezwang sich und brachte mit scheinbarer Ruhe das Gespräch auf sociale und staatliche Interessen, theils die der neuen Weltstadt jenseits des Oceans, die einst die Heimath dieser Frau gewesen war, theils auf die der reichen Metropole, in welcher sie jetzt lebte.

Madame Barry sprach sehr gut und wußte ihm manches Beachtenswerthe mitzutheilen. Sie hatte viel gelesen, gehört und gesehen, in einem reichen, verständnißvollen Geiste erwogen und sich ein selbstständiges Urtheil gebildet, welches bei Frauen nicht gewöhnlich gefunden wird.

Adalbert interessirte sich besonders für die staatlichen Verhältnisse, unter Anderem für das Verhältniß der unteren Volksklassen zu den Höhergestellten dieser Stadt und meinte, hier müßten die Contraste sehr scharf hervortreten, da hier ein in Wahrheit großartiger Reichthum dem Fremden auf Tritt und Schritt entgegenkäme und es ein Naturgesetz sei, daß da, wo viel Licht, auch viel Schatten sein müsse.

Madame Barry war eine jener Frauen, denen Lumpen, Armuth und Elend ebenso widerwärtig waren, wie Kröten und anderes eckelhaftes Ungeziefer, von dem sie sich mit Abscheu abwandte.

Dennoch war sie seit einem Jahre Vorsteherin eines Frauenvereins geworden, weil es zum bon ton gehörte, nicht weil sie in der Müssigkeit ihres Lebens hier eine Sphäre fand, in der sie wirken, sich nützlich machen und Freude an ihren Schöpfungen empfinden konnte. Sie hatte einen Zweig dieser öffentlichen Thätigkeit und Wohlthätigkeit

erwählt, der ihr noch am wenigsten widerstand: die Beaufsichtigung eines Hospitals für Pflege und Unterstützung armer, kranker Kinder.

Sie ließ es an reichlichen Spenden nicht fehlen, fuhr dann und wann selbst einmal hin, wenn sie gar nicht anders konnte, sprach auch wol hie und da ein Wort mit einem der Kinder, das ihr gerade am saubersten, hübschesten und am wenigsten elend vorkam, ermahnte die Pflegerinnen zu sorgsamer Wachsamkeit, ließ sich diesen oder jenen Nothstand klagen und versprach, ihn in der nächsten Sitzung des Comité's zur Sprache zu bringen, traf auch wol hin und wieder eine oder die andere Dame aus der haute volée, die gerade anwesend, was ihr immer sehr lieb war, denn dann erfuhren ihre Colleginnen ja, daß sie selbst hier gewesen und persönlich ihrem Amte vorstand; — aber sie seufzte stets mit einem wahren Gefühl von Befriedigung, wenn sie wieder in ihrem eleganten Wagen saß, sich in ihren kostbaren indischen Shwal hüllte und an dem niedlichen, goldenen Flacon roch, das sie immer zu diesem Behuf mitnahm, um ihre Geruchsnerven wieder zu stärken und zu erfrischen, nach dem Staub und Dunst solcher Krankenstuben.

Sie hatte sich schon oft im Stillen über diese

abnorme Richtung ihrer Zeit skandalisirt, welche Frauen aus den vornehmen Kreisen mit solchen eckelhaften Gegenständen in Berührung brachte, wie Armuth, Elend und Krankheit sind. Sie spöttelte im Herzen über diese Samariterinnen, welche ihre Zeit wohl besser anwenden könnten, als in diese schmutzigen Spelunken hinauf- oder hinabzusteigen, um die Noth aufzusuchen, die ja ohnedem schamlos genug sei, sich hier und dort zu zeigen, ohne erst an's Tageslicht gezogen zu werden. Aber sie, welche allein stand, einer großen Antheil solcher barmherzigen Schwestern gegenüber, die leider mit ihr auf gleicher Höhe des Reichthums und Ansehens oder gar noch über ihr standen, sie hatte zu viel Ehrfurcht vor dem Nimbus, welcher ihre Colleginnen umgab, als daß sie entschieden gegen diese „einmal eingerissene Unsitte“ aufzutreten gewagt hätte. Ja, sie hatte endlich, zu wiederholten Malen dazu aufgefordert, nachgegeben und war jenem segensreichen Verein edler Frauen beigetreten, welche es nicht verschmähten, von dem hohen Cothurn ihrer geselligen Stellung oder des Reichthums dann und wann herabzusteigen und es zu machen, wie die Götter des Olymps, die sich auch zu den armen Sterblichen herabließen, um sich mit ihrer Noth und ihrem Elend bekannt zu machen und es, soviel

in ihren Kräften stand, zu mildern, wenn sie es nicht heben konnten.

Als nun Herr von Meuren dies Thema berührte, von dem zu sprechen und zu hören ihr schon unangenehm war, ließ sie endlich ihrem Unwillen freien Lauf und äußerte sich sehr mißliebig über die ungerechtfertigten Ansprüche dieser „Klasse von Menschen" an die Begüterten und Höhergestellten.

„Ich zweifle, ob Sie mir Recht geben werden, Herr von Meuren," sagte sie mit sehr kaltem Ton, „aber selbst auf die Gefahr hin, mit Ihnen in Conflikt zu gerathen, muß ich es dennoch aussprechen, daß ich schon oft bei Berichten meiner Colleginnen über die Noth, die sie gesehen, die Armuth, die sie gefunden, über diese Haufen halbnackter, halbverhungerter Kinder, über die Demoralisation, welche solche Armuth nothwendig mit sich bringt, über diese Verwilderung der Familien, diese Entartung der Menschen, diese Verbrechen, die sich dort häufen und sich nicht einmal in anständiger Form zeigen; — daß, wie gesagt, bei solchen Berichten, ich oft den Gedanken nicht habe unterdrücken können, wer eigentlich diesem Pöbel das Recht giebt, der Welt, dem Staat und ihren Mitmenschen zur Last zu fallen.

Als Adalbert mit unwilligem Staunen diese

Frau ihre Ideen entwickeln ließ, ohne gleich ein Wort zur Antwort zu finden, fuhr sie mit erhabener Stimme fort:

„Wenn wir funfzehn bis zwanzig Jahre vor uns sehen, auf die wir Alle, die wir hier sind, noch ein gutes Anrecht haben, was wird dann aus diesen elenden, im Sumpfe geborenen und im Sumpfe groß gewordenen Geschöpfen geworden sein? Nichts, als die Schöpfer einer ebenso armen, ebenso verworfenen Nachkommenschaft, die nach und nach die Erde überschwemmen wird, wie die Heuschrecken einen fruchtbaren Strich Landes, und so fort bis in's Unendliche! — Generation auf Generation, jede gesunkener, eckelhafter, miserabler, als die vorhergehende! — Mich schaudert, dies Bild zu vollenden!" —

„Ach, Madame", unterbrach jetzt Herr von Meuren die Akklamationen seiner schönen Wirthin, und sein Blick war kalt und scharf, wie Eisspitzen, „Sie geben Ihrem Bilde ein sehr lebhaftes Colorit; ich mache Ihnen mein Compliment! — Sie erinnern mich bei Ihrer höchst interessanten Behandlung dieses Thema's an den großen Tailleyrand und die berühmte oder berüchtigte Antwort, die er seinem armen Schneider gab, welcher in der Noth seines Herzens ausrief: „Mais il faut

donc vivre"! — „Je n'en vois pas la necessité!" —

Sie sind sehr geistreich und gütig zugleich, denn Sie haben mir die Ehre Ihrer Unterhaltung zu Theil werden lassen, mir, der ich nach Ihrem eben ausgesprochenen Princip nicht das Recht darauf habe. Der jüngere Sohn einer adeligen Familie hat ebenso wenig Berechtigung zum Leben, wie die Kinder der Armen, von denen Sie soeben sprachen. Dem Aeltesten gehören Titel, Güter und die Achtung der Welt, dem zweiten, dritten oder zehnten Sohne nichts von Alledem. Er fällt seiner Familie zur Last, wie die Armen dem Staat, und da dies nach ihrer Maxime unberechtigt ist, so dürfte also auch nur der Majoratsherr existiren, die anderen Kinder des Hauses aber ebenso wenig, wie die wilden Sprossen am Obstbaum oder die Ranken am Weinstocke, welche die Hand des sorgsamen Gärtners entfernt. Wie dankbar muß ich Ihnen nun für Ihre Gnade sein, Madame, daß Sie Ihren unwürdigen Diener und Verehrer Adalbert von Meuren nicht nur in ihrem Schloß aufgenommen haben, sondern ihm auch den wirklich seltenen Genuß Ihrer Unterhaltung gönnen; die Fama hatte Sie mir schon als geistreiche Frau genannt, und ich war hocherfreut, ein so seltenes

Phänomen am Horizont unseres geselligen Lebens in Ihnen kennen zu lernen. Ich muß gestehen, daß die Fama, die man gewöhnlich der Uebertreibung zeiht, hier einmal ausnahmsweise hinter der Wahrheit zurückgeblieben ist. Ich finde Sie nicht nur geistreich, sondern auch piquant und doppelt piquant, da Sie als Tochter einer Republik und Bürgerin einer freien Stadt seltene Ansichten ausgesprochen haben, die man nur von einer Fürstin von Gottes Gnaden oder einer Aristokratin vom reinsten Wasser erwarten kann!" —

Diesen langsam und mit besonderem Nachdrucke gesprochenen Worten fügte er plötzlich eine Frage hinzu:

„Sie müssen eine große Verehrerin unseres Heinrich Heine sein?" —

Madame Barry betrachtete ihren Gast mit einem zweifelhaften Blick. So schön seine Worte klangen, so verwunderte sie doch die kalte Ironie, mit der sie gesprochen waren. Sie stockte einen Augenblick, aber auch nur einen. Dann erwiderte sie höchst unbefangen:

„Nicht daß ich wüßte, mein Herr von Meuren; den Dichter des „Buchs der Lieder" liebe ich, wie ich den Verfasser seiner anderen Arbeiten verachte!" —

„Dann ist es eine seltsame Laune Ihres reichen Geistes, Madame," entgegnete er mit demselben eiskalten Hohne. „Sie sprechen doch mit ihm wie aus einem Munde". Und mit einem Tone, welcher sie tödtlich hätte treffen müssen, hätte er die Macht des Donners gehabt, rezitirte er:

„Aber wenn Du gar nichts hast,
Ei, so lasse Dich begraben! —
Denn das Recht zu leben —
Lump! — haben nur, die etwas haben!" —

Madame Barry erhob sich mit großer Würde. „Unsere Conversation fängt an, unerquicklich zu werden, Herr von Meuren," sagte sie eben so kalt und scharf, „erlauben Sie mir, Ihnen ein neues Gemälde zu zeigen, das ich vor einigen Tagen aus Florenz bekommen habe und das ein sehr glückliches Thema behandelt: Macbeth auf einem einsamen Ritt, von zweien seiner Freunde begleitet, die drei Hexen in der Luft schwebend, ihm von fern die goldene Krone zeigend, welche ihn verderben soll. Die Dichtung ist recht glücklich erfunden, wie mir scheint. Da ich aber selbst keine große Kennerin bin und Sie direct aus der gesegneten Heimath der Künste und der Schönheit zu uns kommen, so möchte ich Sie um Ihr Urtheil bitten, das kompetent sein muß und dem ich das meinige mit Vergnügen unterordnen werde."

Auch Adalbert hatte sich erhoben. Kein Zug seines kalten, ironischen Gesichts hatte sich verändert bei dieser schmeichelhaften Anrede. Keine leise Nüancirung seiner Stimme war bemerkbar, als er mit einer kalten Verbeugung antwortete:

„Sie erweisen mir zu viel Ehre, Madame, wenn Sie von meiner Entscheidung den Werth oder Unwerth eines Gemäldes abhängig machen. Hier, mein Freund Erwin, ist ein besserer Kenner, als ich. Sie haben gewiß schon Proben davon gehabt und wenn mich nicht Alles täuscht, werden Sie in nächster Zeit noch schlagendere Beweise dafür bekommen. Wollen Sie aber die Gnade haben, mich vorher von den Hunderten oder gar Tausenden in Kenntniß zu setzen, welche das Gemälde Sie kostet, so werde ich als guter Rechenmeister, der ich nothgedrungen bin, Ihnen ganz genau sagen, ob der Künstler sein Produkt überschätzt hat oder nicht.“ —

Damit bot er Madame Barry mit einem feinen Lächeln seinen Arm und führte sie in das nächste Zimmer, welches sie als dasjenige bezeichnet hatte, worin sich die neue Kunstacquisition befand.

Erwin und Alicia folgten den beiden Voranschreitenden, Erwin nicht ohne ein Gefühl von Triumph im Herzen, daß die stolze Frau endlich

einmal einen Mann gefunden hatte, dem weder ihre Schönheit, noch ihr Reichthum dergestalt imponirten, daß er darüber den Menschen in ihr zu suchen vergessen hätte.

Alicia aber fühlte sich im höchsten Grade unbehaglich. Sie kannte den Ausdruck im Gesicht ihrer Mutter sehr wohl, der einige Male gewechselt hatte, so sehr sie auch Herrin ihrer inneren Bewegungen war. Sie hatte die Röthe des Zorns auf ihrer Stirn gesehen und wußte, daß Adalbert unwiederbringlich ihre Gunst verscherzt habe. Bei ihrer eigenen Bewunderung für den Freund ihres Verlobten sowohl als auch für den kühnen, geistvollen Mann, der so viel gesehen und erlebt, der so kalt und stolz sprechen, aber auch so weich und gütig lächeln konnte, wie ihr gegenüber, fühlte sie mit einem peinlichen Zusammenziehen ihres Herzens, daß sie ihn wol schwerlich wiedersehen würde, da ihre Mutter sich nicht zum zweiten Male seinen gutgezielten Sarkasmen aussetzen und ihn vermeiden würde, anstatt für längere Zeit seine Gesellschaft zu suchen, was sie unter anderen Umständen nicht verfehlt haben würde. —

Adalbert stand lange vor dem sowohl in Wahl und Behandlung des Thema's, als auch in Mischung des Colorits in der That vortrefflichen Ge-

mälde, das zwar etwas düster gehalten, aber dennoch glücklich getroffen war.

Erwin's Herz schlug vor innerer Bewegung, als er es betrachtete. Sein Kunstsinn freute sich am Schönen und Großen der Kunst. Das Verständniß derselben fand bald mit richtigem Takt die Vorzüge auf und seine Phantasie änderte urplötzlich die Scene um ihn her und zeigte ihm in ferner Zeit, in fremder Umgebung fremde Gestalten, die auch vor einem kürzlich angelangten Gemälde versammelt waren, mit kritischem Blick seine Arbeit musterten und erfreut gestanden, es sei eine gelungene.

„O Alicia", sagte er, indem er die zarte Gestalt an sich drückte, die neben ihm stand, und seine Stimme sank fast zum Flüsterton herab, der nur dem Ohr der Liebe verständlich ist, „wenn ich leben, wenn der heißeste Wunsch meines Herzens in Erfüllung gehen soll und Du stehst, wie jetzt hier, vor einem Werke meiner Hand, dann denke an diesen Augenblick und wenn Du kannst, verzeihe mir!" —

Das junge Mädchen wandte sich erschrocken um. Sie traute ihren Ohren nicht. Was sie eben gehört, verstand sie nicht. Sie wollte fragen, ihn bitten, es noch einmal zu sagen, da sie meinte, unrecht gehört zu haben, aber in demselben Moment

trat Adalbert zu ihnen und sagte, mit festem Blick seinen erregten Freund fixirend:

„Eine schauerliche Wahrheit, die der Maler da unserem Blick darbietet: ein Opfer des Ehrgeizes!" —

Nach manchen treffenden, anerkennenden Worten, die Herr von Meuren fallen ließ, auch über ältere Gemälde, welche die Wände der großen Gallerie schmückten, wandte er sich wieder an seine schöne Wirthin und sagte mit seinem verbindlichsten Tone:

„Wenn ich richtig urtheile, so sympathisiren wir Alle in dem, was ich just eben fühle: daß es nämlich eine vortreffliche Idee einer gewissen Klasse von Menschen ist, die sich Künstler nennen, eben die Idee, Künstler zu werden, denn ohne sie gäbe es ja keine Mecäne, und es muß eine gar kitzliche Rolle in der großen Komödie des Lebens sein, die nur die Bevorzugten dieser Welt spielen können. Glücklich, wem diese Rolle zugetheilt worden, aber auch glücklich derjenige, dem gar keine Rolle zufällt! Er kann sich ruhig auf die Zuschauerbank setzen und dem Getreibe hinter und vor den Coulissen zusehen."

Nach diesen Worten, auf die er keine Antwort erwarten konnte, eben weil keine darauf paßte,

zog er seine Uhr heraus und sagte mit erstauntem Tone:

„Schon zwei Uhr! Entschuldigen Sie, Madame, daß ich so lange Ihre kostbare Zeit in Anspruch genommen habe, aber Ihre Unterhaltung war zu eigenthümlich und bizarr, daß ich sie trotz meines schlechten Gedächtnisses nicht leicht vergessen werde, eben so wenig, daß Sie sie an Ihren unwürdigen Diener verschwendet haben."

Damit verbeugte er sich tief, aber kalt vor der Dame des Hauses, die sichtbar erleichtert dem Lakaien schellte, den Wagen des Herrn Voges vorfahren zu lassen und wandte sich nun gegen Alicia, indem er zum Abschied ihre zarte Hand ergriff und leicht an seine Lippen führte.

„Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, wenn ich Ihnen schon Gesagtes noch einmal wiederhole, aber mein Herz drängt mich dazu. Erwin kann sich glücklich schätzen, einer so weichen Hand sein Schicksal anvertrauen zu dürfen. Möge es Ihnen vergönnt sein, die etwaige Rauhheit desselben zu lindern!"

Danach schritt er leicht und vornehm aus dem Saal, gefolgt von Erwin, der nur kurzen Abschied von den Damen genommen und versprochen hatte, sie am Abend in's Theater zu begleiten. —

Als die beiden jungen Männer unterwegs waren, sagte Adalbert so leise, daß der hinter ihnen sitzende Diener ihn nicht verstehen konnte, aber mit gewaltsam gepreßter Stimme, in welcher der lange verhaltene Zorn sich Luft machte:

„Behüte uns Gott vor den sogenannten Reichen dieser Welt! Nie zuvor, wie in dieser Stunde, habe ich die göttliche Wahrheit des Worts so verstanden, daß ein Kameel leichter durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Himmelreich käme! — Erwin, Erwin, daß Du so unberührt von dem Staub und Schmutz des Geldes geblieben bist; das macht Dich mir noch weit lieber, wenn's sein könnte! Und daß Deine kleine Braut ein so liebes, unschuldiges, demüthiges Kind ist, nenne ich ein wahres Wunder. Sie ist eine Perle, die auf den Felsen und Klippen ihrer Umgebung in wunderbarer Einsamkeit ruht. Ich wünsche Dir nochmals Glück mein Freund, daß Du sie gefunden hast, oder ich möchte ihr mehr Glück bei Dir wünschen, als sie bisher bei dieser herzlosen Frau gefunden hat und voraussichtlich bei Dir finden wird. Armes, junges Ding!" —

Erwin antwortete nicht. Seine Seele war noch erfüllt von den verschiedenartigen Eindrücken dieser Stunde, aber sein ernster, tiefer Blick sagte

dem Freunde, daß er ihn verstanden. So legten sie schweigend den Weg zur Villa des Senators Voges zurück, wo Adalbert den nothwendigen Besuch zu machen sich gezwungen sah, ein Zwang, in den er sich heut' um so unwilliger fügte, als sein Herz die Bitterkeit der letzten Stunde noch nicht überwunden hatte.

Die kurze, ceremonielle Visite war indessen bald überstanden. Adalbert hatte sich seinem außerordentlich liebenswürdigen Wirth gegenüber sehr schweigsam verhalten, welcher mit vornehmer Nonchalance eine feine Conversation verband, seinen Gast überall hin begleitete, ihm nicht nur das ganze Haus zeigte, sondern ihn auch noch dringend bat, ihm das Vergnügen zu gönnen, ihn in seinen Garten und die damit verbundenen Treibhäuser führen zu dürfen, und ihm schließlich mit ausgesuchter Courtoisie Alles zur Disposition stellte, was er hier sähe da er sich in Wahrheit glücklich und geschmeichelt fühlen werde, wenn der Freund seines Sohnes sich hier ganz zu Hause fühle.

Adalbert wurde mit jeder Minute seines Verweilens schweigsamer und zurückhaltender. Der Contrast, den er heute kennen gelernt hatte, war ihm außerordentlich interessant. Er zweifelte keinen Augenblick, bei diesem feinen, liebenswürdigen Herrn

dieselben Maximen zu finden, wenn er sich aufrichtig aussprechen wollte, wie bei Madame Barry; aber er war auch überzeugt, daß er sie ihm gegenüber nie äußern würde, da er mit richtigem Calcul voraussetzen konnte, bei dem Freunde seines Sohnes auf entgegengesetzte Ansichten zu stoßen.

Dieser Mann, mit dem verbindlichen Lächeln und den freundlichen Worten, dessen Blick eine Aufrichtigkeit und Güte zur Schau trug, von denen sein Herz sicher nichts wußte; dieser zärtliche Vater, der sich so herzlich freute, daß sein Sohn das Glück genieße, endlich seinen ersehnten Freund bei sich zu sehen, den kennen zu lernen er selbst sich glücklich schätze; — — dieser Mann, glatt und glänzend wie Stahl, mußte auch die Härte und Kälte dieses Metalls besitzen, das fühlte Adalbert als Nothwendigkeit und schauderte fast vor einem längeren Zusammensein mit ihm, so sehr verletzte ihn diese Außenseite, die nur trügerische Maske eines Herzens war, noch selbstischer in seinen Wünschen, noch kälter in seinen Gefühlen, noch unerschütterlicher in seinen Grundsätzen, als das der stolzen Frau, die wenigstens die Aufrichtigkeit besessen hatte, ihre Ansichten frei auszusprechen, unbekümmert, ob sie mit den seinigen sympathisiren würden oder nicht.

Nach kaum einer halben Stunde verabschiedete sich Adalbert von seinem Wirth, nicht ohne vorher zu „einem kleinen Fest dringend eingeladen worden zu sein, welches dieser in einigen Tagen zur Nachfeier des frohen Ereignisses zu begehen denke, das in seiner Familie stattgefunden hatte." Adalbert verbeugte sich, ohne darauf zu antworten. Die Antwort, die schon auf seinen Lippen schwebte, wurde durch einen bittenden Blick Erwin's zurückgehalten. Er erwiderte nur kalt:

Wenn ihn nicht dringende Geschäfte davon abhielten, würde er sich die Ehre nicht versagen.—

Mit den herzlichsten Händedrücken entließ der Senator Voges den Freund seines Sohnes, welcher den Wagen Erwin's ablehnte, um ihn zur Stadt zurückzubringen, und es vorzog, den Weg zu Fuß zu machen. Er fühlte die Nothwendigkeit einer raschen Bewegung in freier Luft. Seine Brust war zusammengezogen von unterdrückten Gefühlen, von Haß und Verachtung. Sein Herz war zum Zerspringen voll. Er wehrte selbst Erwin's Begleitung ab.

„Nein, nein", sagte er, heftig dessen Hand drückend, „lass' mich allein gehen. In dieser Stunde tauge ich für Niemanden, nicht einmal für Dich! Komm' nach der Theatervorstellung zu mir;

dann wollen wir ein trauliches Stündchen verplaudern!" —

Als Erwin spät am Abend zu ihm kam, fand er ihn nicht zu Hause. Er wartete eine Weile, endlich ging er fort, auf der Karte, die er hinterließ, die Zeit seines vergeblichen Wartens notirend.

Adalbert war absichtlich nicht früh wiedergekommen. Er fühlte, daß er es vermeiden müsse, mit Erwin von dessen Vater zu reden, so lange seine Seele so erfüllt war von dem bitteren Groll, den er aus seinen süßen Worten und seinem verbindlichen Lächeln gesogen. Er war sich bewußt, daß, wenn er heut' noch mit dem Sohne dieses Mannes reden müßte, er ihm Alles sagen würde, was sein Herz erfüllte, so auch, daß er selbst, der unerschrockene Soldat, welcher dem Tod in den verschiedenartigsten Situationen in's Auge gesehen, sich gestehen mußte, daß er den Muth nicht haben würde, diesem Blick gegenüber eine Katastrophe herbeizuführen, durch die der wahre Mensch, welcher hinter dieser glatten Maske lauerte, zum Vorschein kommen würde. Wozu also den kühnen, jungen Mann, welcher voraussichtlich mehr Muth gebrauchen würde, als er sich dachte, muthlos machen, da sein Entschluß ja einmal zu fest

war, um sich durch irgend eine Schwierigkeit erschüttern zu lassen? —

Am folgenden Tage war er gesammelt genug, gegen Erwin einige nichts bedeutende Worte über seinen Vater zu sagen, aus denen dieser zwar die Gesinnung seines Freundes herausfand, aber er vermied es, sich in Details einzulassen, und der tiefe Eindruck, welchen er in der schönen, eleganten Villa empfangen hatte, blieb fortan verschlossen in seiner Brust. —

Eine Woche mochte seitdem verflossen sein. Adalbert hatte seine beiden Bekanntschaften nicht kultivirt. Eine Einladung zu einem kleinen Diner beim Senator Voges, die schon in den nächsten Tagen erfolgte, lehnte er ab. Madame Barry hatte sich, wie Alicia richtig vorher geahnt hatte, zu nichts Derartigem überwinden können. Bei reiferem Nachdenken über ihre beiderseitigen Ansichten, die so weit von einander entfernt waren, sah sie ein, daß dieser Mann sie von Neuem zum Zorn reizen und mit seiner eisigen Ironie verwunden würde, die unvergeßlich in ihrer Seele haften geblieben war. Sie, die schöne, reiche Frau, hatte sich von einem jungen Menschen verhöhnt gesehen, der weder Eines noch das Andere war, keine Stellung in der Welt, keine hohen Connexionen, keinen eigentlichen

Adel besaß. Sie hatte eine kurze Zeit sogar verstummen müssen vor diesen frechen Sarkasmen und hatte, was ihr nur sehr selten geschah, geschwiegen in unwillkürlicher Scheu, etwas auf diese Worte zu erwidern, die so gut trafen, weil sie vortrefflich gezielt waren. Sie fühlte sogar etwas dem Hasse Verwandtes in ihrem Herzen und zürnte auf Erwin, daß er solchen Menschen seiner Beachtung, geschweige denn seiner Freundschaft für werth halten konnte. Im Geheimen nahm sie sich vor, diese, soviel in ihren Kräften stünde, wenigstens zu schwächen, wenn sie sie nicht ganz vernichten könne, und ging sogar so weit, sich vorzunehmen, Erwin, der ja eigentlich gar keine feine Erziehung genossen hatte, wie sie meinte, in ihre Schule zu nehmen und ihm schicklichere Ansichten über Welt, Leben und Verhältnisse beizubringen, als er aus dem Umgang mit solchen Menschen gelernt haben konnte.

Als sie sich in dieser und ähnlicher Weise auch gegen den Senator Voges ausließ, lächelte dieser nur in seiner feinen Art und antwortete ganz obenhin:

„Aber, meine schöne Schwiegerin, wie kann ein solcher Mensch Sie nur zu einem unangenehmen Gefühl veranlaßt haben? Ich habe ihn mit Artigkeiten fast erdrückt und damit weit mehr im

Schach gehalten, als wenn ich mir die Mühe gegeben hätte, ihm gegenüber zu erscheinen, wie ich bin, und zu sagen, was ich denke. So haben wir die Rollen getauscht. Ich habe ihn sträflich ennuyirt und per Distance gehalten. Sie sind zu offen, zu human, schöne Frau, und lassen Ihrem großmüthigen Herzen zu freien Lauf. Solche Bursche muß man mit Süßigkeit tödten, etwa wie man Wespen in Honig ertränkt, damit sie uns nicht stechen. Wenn er nicht schon so bald fortginge, um für's Erste nicht wiederzukommen, würde ich andere Saiten aufziehen und es Erwin verbieten, so cordial mit ihm zu verkehren. Aber nun lasse ich fünf gerade sein. Erwin, allein mit mir und mit uns, ist ein guter, zahmer Geselle, den ich mit einem Augenzwinkern um den Finger wickeln und mit einem Worte lenken kann; aber bei dem da zweifle ich nicht, daß ich bald meine ganze Autorität würde aufwenden müssen, ihn bei der Stange zu halten." —

Madame Barry gab ihrem weltklugen Schwager Recht, wenngleich widerstrebend. Alicia wagte kein Wort dagegen einzuwenden, so sehr ihr Herz sie auch trieb, diesen ungewöhnlichen Mann wiederzusehen und obgleich Erwin seine Schwiegermama einigemal gebeten hatte, mit seiner Braut hier- oder

dorthin zu fahren, wo sie Adalbert hätte treffen können, so schlug diese beharrlich seine Bitte ab, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, so daß das junge Mädchen endlich selbst ihren Verlobten bat, die nutzlosen Versuche, sie mit seinem Freund zusammenzuführen, zu unterlassen. —

Ungeachtet all' dieser Bitterkeiten, von denen die mit Honig überzogenen des Herrn Senators die bittersten waren, gefiel sich Herr von Meuren vortrefflich in der schönen Stadt, deren Umgegend ihm besonders viel Freude machte.

Es war ein schöner, milder September. Adalbert machte theils allein, theils von Erwin begleitet, den sein gütiger Vater immer selbst aufforderte, seinen Freund umherzuführen, die herrlichsten Ausflüge, stundenweit, zu Lande und zu Wasser, und so war ihm die Zeit schnell vergangen, die er hier zu verweilen sich vergönnt hatte. —

Als am Abend vor dem erwähnten Fest in der Villa Voges der erwartete Brief von seinem Banquier angekommen war, der ihm ausführlichen Bericht über seines Bruders Zustand sowie über die jetzige Lage seiner Schwägerin erstattete, — also seines Bleibens hier nicht länger war, theilte er dies mit aufrichtigem Bedauern seinem Freunde mit und konnte nur durch wiederholtes Bitten von dem-

selben dazu vermocht werden, seine Reise, anstatt sie schon am morgenden Tage anzutreten, bis auf die nächste Nacht aufzuschieben. Er konnte den Nachtzug benutzen und direkt von dem Feste zum Bahnhofe fahren und so beschloß er endlich, zu bleiben.

In Kürze theilte er ihm den Inhalt des Briefs mit. Karl war schon längere Zeit vorher leidend gewesen. Trotzdem hatte er sich nicht von den wüsten Zerstreuungen seines Lebens abhalten lassen und war endlich von einem furchtbaren Delirium befallen worden. Der herbeigezogene Arzt hatte erklärt, der Kranke müsse im strengsten Gewahrsam gehalten und der Sicherheit wegen in eine Anstalt gebracht werden, wo es sich herausstellen würde, ob es eine vorübergehende Geistesstörung oder wirklicher Wahnsinn sei, der ihn befallen. Er halte sich von Letzterem überzeugt, und wenn nicht alle Symptome täuschten, so wäre er der Ansicht, daß eine Gehirnerweichung die Ursache dieses plötzlichen Deliriums sei. Elisabeth sei natürlich in großer Angst gewesen, habe sich aber bewunderungswürdig standhaft gezeigt, als der erste Schreck vorüber gewesen, und sei Tag und Nacht nicht vom Bette ihres unglücklichen Gatten gewichen, der sie nur in seltenen,

lichten Momenten erkannt und in seinem Irrsinn die schrecklichsten Verwünschungen über sie ausgestoßen hatte. Wieviel die unglückliche junge Frau dabei gelitten, könne Jeder denken, aber sie sei so ruhig, so gefaßt gewesen, habe ihr trauriges Schicksal mit solcher Würde ertragen, daß Jeder die größte Achtung und Verehrung für sie empfinden müsse, die in so früher Jugend schon so hart geprüft und sich so schön in dieser Prüfung bewährt habe. Der alte Oheim habe sich passiv wie immer gehalten, der Gutsinspector habe vorläufig die dringendsten Sachen in die Hand genommen, aber es sei durchaus nothwendig, daß männlicher Beistand der armen Frau so bald als möglich werde, die so hülf- und rathlos in der Welt dastehe. —

„Daß Niemand anders, als ich, dieser männliche Beistand sein kann, wirst Du begreifen", schloß Adalbert seinen Bericht, „die zwingende Nothwendigkeit meiner Gegenwart verscheucht alle Zweifel und schreibt mir den Weg vor, den ich gehen muß. Daß ich ihn mit innerem Widerstreben betrete, aber unbeirrt und fest gehen werde, weißt Du; Du kennst mich genug dazu. Was ich schon einmal sagte, wiederhole ich: Wenn ich verderbe, so ist es meines Schicksals Wille, nicht der meinige. Ich gehe, wohin es mich treibt!" —

Der folgende Abend versammelte eine eben so zahlreiche als auserlesene Gesellschaft in der Villa Voges. Eine Equipage folgte der anderen, die Bedienten hatten genug zu thun, die Namen der Neuangekommenen auszurufen und diese in die hellerleuchteten, festlich geschmückten Zimmer und Säle zu führen. — Alles, was die Stadt an Reichthum, Noblesse und Distinktion aufzuweisen hatte, sah man hier versammelt; selbst die Wappen der verschiedenen Gesandtschaften prangten an den glänzenden Equipagen. Die Toiletten der Damen wetteiferten an Reichthum und Geschmack, und die Uniformen der höheren Officiere mischten sich mit den schwarzen Fracks und weißen Halsbinden, und wer ein Bändchen im Knopfloch tragen durfte, hatte sicher nicht vergessen, es heute anzustecken.

Madame Barry mit ihrer Tochter Alicia war eine der zuletzt Angekommenen. Sie sah in ihrem violetten Sammetkleid mit der langen Schleppe, mit den Federn, Blumen und Brillanten eher einer Fürstin, als der Wittwe eines Banquiers ähnlich, so stolz trug sie das schöne Haupt und so würdevoll nahm sie die Begrüßungen und abermaligen Beglückwünschungen der Gäste hin. —

Alicia war heute ebenfalls mit großer Eleganz gekleidet. Sie hatte es zugegeben, wie etwas Un-

abwendbares, daß ihre Mutter ihr selbst ein strahlendes Geschmeide von Rubis-balais und Brillanten um Hals und Arm gelegt und ein wahres Bouquet von Rubinen und Diamanten an das Leibchen ihres weißseidenen Kleides gesteckt hatte.

Das arme Kind hatte Alles über sich ergehen lassen; hätte ihre Mutter sie aufgeputzt, wie einen Pfingstochsen, sie hätte es auch geduldet, denn ihr Herz war schwer von Thränen, die sie nicht weinen durfte, und der Glanz der Diamanten correspondirte dann und wann mit einem funkelnden Tropfen, der sich unter ihren langen Wimpern hervorstahl, aber schnell wieder erdrückt wurde, während jene kalten Steine strahlten und blitzten, unbekümmert um diesen feigen, flüchtigen, aber lebenswarmen Rivalen.

Alicia kannte seit gestern Erwin's Plan. Er meinte, er dürfe ihr ihn nicht länger vorenthalten, wie schwer es ihm auch wurde, den Frieden und das Glück dieses liebenden Herzens zu zerstören. Er hatte ihr Alles gesagt, selbst das Geständniß seiner erzwungenen Verlobung hatte er ihr gemacht, schonend, liebevoll, gütig; aber er hatte es dennoch für seine Pflicht gehalten, da es ja sonst ein Verbrechen gewesen wäre, mit einem solchen festen Vorsatz, die Hand einer reichen Erbin, die

Tochter ihrer Mutter an sich zu knüpfen. Aber er hatte sich ja nur der Feigheit dem despotischen Vater gegenüber zu zeihen, der noch einmal und zum letzten Mal seinen Willen gebrochen und unter das harte Joch seines Willens gebeugt hatte.

Er hatte warm und aufrichtig zu ihr gesprochen. Er hatte ihr ihr Wort zurückgegeben, es ihr anheimgestellt, ob sie ihm treu bleiben wolle, ob sie sich Muth und Kraft genug zutraue, ihrer ganzen Familie, allen Freunden und Bekannten gegenüber, die ihn verdammen würden, fest zu ihm zu stehen, Jahre der Trennung, der Einsamkeit zu ertragen, allen Einflüssen zu trotzen, die sie von ihm zu reißen bemüht sein würden, an ihn zu glauben und an die Göttlichkeit seines Berufs, an die Unabweisbarkeit der inneren Stimme, die zu ihm spräche und ihm gebieterisch den Weg zeige, welchen er gehen müsse, wenn mit ihr, um so besser, um so freudiger! — wenn ohne sie — dennoch! — Ob sie ihn würde lieben können, nach wie vor, den armen Maler, der Nichts sein Eigen nennen würde, als was er seiner Kunst verdanke, der ihr weder Reichthum, noch Glanz, noch eine Stellung in der Welt zu bieten habe, wenn er wirklich einst so weit wäre, sie als sein liebes Weib zu begehren, was er nur dann thun dürfe, wenn

er vor alle Welt hintreten und sagen könne: „Das habe ich geleistet! den Namen habe ich mir erworben, ich bin Euerer hinfort nicht mehr unwerth!" — was er allerdings zu erringen hoffe, aber nicht mit Gewißheit versprechen könne.

Er hatte Alles klar und offen ihrem Blicke dargelegt, ein aufgeschlagenes Buch seiner Zukunft, in dem zu lesen er sich jetzt nicht mehr scheuen dürfe und sie das heiligste Recht habe. Er hatte ihr von seines Vaters Zorn und wahrscheinlicher Verstoßung gesprochen, und als er lange und warm geredet, sie endlich gefragt:

„Nun, Alicia, da Du Alles weißt, nun berathe mit Dir selber, mit Deiner Liebe und Deinem Gott, und wenn Du einen Entschluß gefaßt hast, so theile ihn mir mit. Heut' verlange ich nichts von Dir, keine Antwort, keinen Entschluß. Morgen geht Adalbert fort, und da ich die letzten Stunden unseres Zusammenseins noch recht von Herzen genießen will, so spreche ich erst dann mit dem Vater, wenn er abgereist ist. Bis dahin lass' auch uns schweigen, mein armes, liebes Kind. Fasse Dich, wenn Du kannst, es lebt ja ein Gott über uns, und da er diesen heißen Drang in meine Seele gelegt hat, so wird er auch schon Alles fügen, daß wir ihm am Ende danken können!" —

Dann hatte er sie lange und zärtlich in seine Arme geschlossen und sie verlassen. —

Mit einem Gefühle, das keine Worte beschreiben, hatte Alicia die Nacht zugebracht, welche dieser Mittheilung gefolgt war. Sie hatte die gute Beatrix, die zärtlich besorgt die plötzliche Veränderung in den Zügen ihrer jungen Herrin gewahrte, mit nichtssagenden Worten getröstet und sie fortgeschickt, ihrem Kammermädchen zu sagen, sie wolle sich heut' Abend selbst auskleiden. — Dann, als sie endlich allein war, hatte sie sich einer Verzweiflung überlassen, in der sie nicht einmal im Gebet oder in Thränen Erleichterung fand. Was ihr nach dem fest ausgesprochenen Entschluß Erwin's bevorstand, wußte sie. Sie hatte ihn verloren und ihre ganze sonnenhelle Zukunft war mit einem Schlage in tiefe Nacht gehüllt! — Leben ohne ihn, den sie jetzt erst recht kennen und lieben gelernt, war für sie der Tod selbst! — Ohne ihn mußte ihre Jugend verblühen, ihr Herz ermatten, ihre Kraft hinsiechen! — Sie sah Alles klar voraus, mit dem trockenen, brennenden Auge der Verzweiflung, und doch wiederum konnte sie ihm nicht zürnen, daß er seinen Weg gehen wollte; sie hatte ja immer gewußt, daß er anders war, als alle Anderen, daß ein Etwas, dem sie keinen Namen geben konnte,

ihn von allen jungen Männern ihrer Bekanntschaft unterschied, daß er den Funken eines göttlichen Geistes in sich trug, von dem die Anderen nichts wußten! — Daß er nun dem Ruf dieses Genius folgen, daß er Alles auf's Spiel setzen wollte, allein, verstoßen und verachtet einer dunklen, ungewissen Zukunft entgegengehen, ohne Vater, Bruder und Braut und Alles seiner Kunst opfern, die er sich erwählt und die ihn begeisterte, — konnte sie, das schwache Mädchen, ihn davon zurückhalten, sich lähmend an den Flug einer großartigen Seele hängen, die sich ein hohes Ziel gesteckt hatte, konnte sie aus Selbstsucht, aus Schwäche ihm den schweren Schritt noch schwerer machen, vor dem ihm selber graute? —

Wie sie so weit in ihrer Betrachtung gekommen war, wie die Stunden der Nacht weiter und weiter vorrückten, schon ein lichter Strahl im Osten das Anbrechen des Morgens verkündete, da war sie gefaßt und getröstet genug, um mit stillem Händefalten, wenngleich mit thränenüberströmtem Gesicht, die Augen zum bleichen Sternenhimmel emporzuheben und zu beten, — zu beten um Ergebung in ihr unvermeidliches Geschick, um Kraft sowohl des Körpers, als des Geistes und um Segen für ihn auf seinem dunklen Pfade. — Dann legte sie sich

ein Paar Stunden nieder, um auszuruhen von den tiefen Seelenleiden dieser Nacht, deren Spuren der morgende Tag mit seinem glänzenden Feste nicht sehen durfte. —

Als daher der Abend gekommen, das schreckliche Geschäft des Putzens überstanden war und Alicia nun vor dem forschenden Blick der eitlen Mutter stand, die ihre Tochter heut' wenigstens „so hübsch wie möglich" haben wollte, da vermochte sie sogar, zu lächeln, obgleich die todtengleiche Blässe ihrer Wangen in seltsamem Contrast stand mit diesem Lächeln und ihren funkelnden Edelsteinen.

Auch Erwin war noch bleicher, als gewöhnlich, als er kam, seine Braut abzuholen und zu seinem Vater zu begleiten. In seinen ernsten Augen lag eine tiefe Wehmuth und um seine schmalen, festgeschlossenen Lippen zuckte es schmerzlich, als er das bleiche, zitternde Mädchen sah, welches bei seinem Anblicke alle Fassung zu verlieren schien. Er drückte sie schweigend mit einem langen, beredten Blick an sich, der sagen zu wollen schien:

„Vergieb mir!" —

Als das junge Paar in der Villa Voges angekommen war, ließen auch die Gäste nicht lange auf sich warten, und mancher neidische Blick musterte dies junge „unbedeutende Geschöpf", das, funkelnd

von unschätzbar theuerem Geschmeide, als künftige Gattin eines Mannes, wie der junge Voges war, einer Zukunft entgegenging, die ihr von Feenhand ausgesucht zu sein schien.

Wieviel Weh' an diesem Abend durch dies junge Leben zog, wie oft von ungehörten Seufzern die Brust sich hob, die das kostbare Bouquet von Edelsteinen deckte oder drückte, — wie diese zarten Wangen von dem schmerzlichen Ringen der verflossenen Nacht so unheimlich blaß waren, daß das hundertfältige Licht der Girandolen, Gaskronen und Wachskerzen sie noch geisterhafter erscheinen ließen, — wer konnte das ahnen? — Wer hätte sich auch darum bekümmert, hätte er es gewußt? — — Es war ja ein reizendes, wundervolles Fest, das der gastfreie, liberale Vater des Bräutigams noch durch seine persönliche Liebenswürdigkeit würzte und erhöhte!

Der Garten funkelte und strahlte von Tausenden bunter Lampen, hier und da gruppenweise vertheilt, um das Auge durch Mannichfaltigkeit zu ergötzen. Ein kleiner, chinesischer Pavillon, am Fuße des Flusses belegen, war ein wahres Kunstwerk von Geschmack und sinnreicher Erleuchtung, alle Farben des Regenbogens strahlten aus den zahllosen Lampen, mit denen der kleine Feentempel

erleuchtet war, und reflectirten in dem ruhigen Spiegel des Stroms, in dessen Mitte man ein Gerüst angebracht hatte, auf dem ein kostspieliges Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Dies Feuerwerk, an dem der geschickteste Pyrotechniker der Stadt mit vielen Gehülfen schon wochenlang gearbeitet hatte, sollte den Mittelpunkt des Festes bilden. Nach ihm ein solennes Souper, zu dem die renommirtesten Kochkünstler der Stadt sich kaum geringere Zeit hindurch die Köpfe zerbrochen hatten, als der Feuerwerker, etwas Neues und Seltenes herzustellen, und das in einer Stadt, in welcher die Gastronomie in der höchsten Blüthe der Vollkommenheit steht.

Den Schluß sollte ein Ball bilden, zu welchem Zwecke der große Saal der Villa auf's Reizendste und Geschmackvollste mit Drapperieen von Flor und Seide, untermischt mit gruppenweis vertheilten exotischen Blumen und Bäumen, ausgestattet war. Kurz, es mußte ein wunderschöner Abend werden, und wem wäre bei solcher Perspective auch nur ein Gedanke gekommen, daß die beiden Hauptpersonen und besonders die beneidete Königin des Festes einer so tragischen Katastrophe entgegensahen, die ihre ganze Zukunft verwandeln mußte!

Die Diener und Lakaien rannten mit den kostbarsten Erfrischungen und Weinen umher. Der Hausherr ging bald hierhin, bald dorthin, Allen zulächelnd und etwas Verbindliches sagend, selbst Mademoiselle Helmrich wurde hin und wieder einiger Beachtung werth gefunden, und die ganze Gesellschaft hatte sich in zahlreiche Gruppen vertheilt, im zwanglosen Hin- und Herschlendern sich bald im Garten ergehend, bald in dem einen oder anderen der größeren oder kleineren Gemächer sich bewegend, wie es gerade die Neigung des Moments erheischte.

Unter ihnen zeichnete sich die hohe, stolze Gestalt des Herrn von Meuren sehr vortheilhaft aus. Er war spät gekommen, hatte erst seine Verbindlichkeiten in der Stadt gelöst, sein geringes Gepäck nach dem Bahnhof besorgt und war dann von dort direkt hergekommen, sich bei dem freundlichen Gastgeber wegen seines späten Kommens und wegen seiner Toilette zu entschuldigen, die mit für die Reise berechnet war.

Er war von dem Herrn Senator Voges in seiner verbindlichsten Weise empfangen, mit seinem feinsten Lächeln wegen eines „so unnöthigen Skrupels" getröstet und dann zu Madame Barry geführt worden, die ihn sehr kühl und stolz empfangen

und nach einigen ebenso kühlen Redensarten, die sie gewechselt, entlassen hatte. Dann war er zu Alicia gegangen, welche er in einem Kreise junger Ball-Aspirantinnen gesehen hatte. Mit ihr hatte er sehr lange und freundlich gesprochen. Mit seinem scharfen Auge hatte er sogleich die Veränderung ihrer Züge gewahrt und ein tiefes Mitleid mit dem armen, jungen Mädchen empfunden, das sich inmitten von so viel Glanz und Lust so elend und arm fühlen mußte. Er hatte sie gebeten, sich noch einmal speciell von ihr verabschieden zu dürfen, ehe er ginge, und war dann in seiner stolzen, ungezwungenen Haltung in den Garten hinabgegangen, um die prächtige Beleuchtung desselben in Augenschein zu nehmen.

Mit Erwin hatte er nur ein Paar flüchtige Worte wechseln können. Dieser, als Sohn des Hauses, hatte genug zu thun, den Gesetzen der Höflichkeit zu genügen und hier und da die unvermeidlichen Complimente und Lobsprüche entgegenzunehmen, welche zu spenden die contentirten Gäste für nothwendig hielten. Einen Augenblick nur war er in seine Nähe gekommen und hatte ihn herzlich begrüßt und ihm zugeflüstert:

„Es steht Dir vortrefflich, mein Junge, das beneidenswerthe Geschäft, welches Du ausführst. Ich

sehe, es geht Dir damit, wie mir. Soll ich Höflichkeiten hören oder sagen, von denen mein Herz nichts weiß, so passe ich dazu wie die Faust auf's Auge oder wie der Hut eines Riesen auf den Kopf eines Zwerges." —

Damit war er fortgegangen, den Freund seinem Geschicke überlassend.

„Ich komme zu Dir, sobald ich kann!" hatte Erwin ihm geantwortet; „warte auf mich beim Pavillon am Fluß." —

Als es endlich dunkel genug geworden war, sich zum Anschauen des Feuerwerks zu gruppiren, fand Erwin Gelegenheit, sich Adalbert zu nähern. Er hatte Alicia auf einen der besten Plätze einer kleinen Tribüne geführt, die zu dem Zwecke dem Gerüst gegenüber angebracht war, auf welchem nun die weißen Kreuze, Feuerräder und der große Tempel im Hintergrunde des Gerüstes, der Glanzpunkt des Ganzen, geisterhaft genug in der ungewissen Beleuchtung des Gartens aussahen.

Auch Madame Barry hatte ihren Platz dort eingenommen, sowie die exquisitesten Gäste dieses Abends. Erwin hatte Alicien gesagt, daß er nur gehen wolle, seinen Freund aufzusuchen, um dann mit ihm die beiden Plätze hinter ihr einzunehmen,

welche er zu diesem Zweck reservirt hatte. Sie hatte ihn mit ihrem sanften Lächeln wehmüthig angesehen und geantwortet:

„Ach ja, Erwin, bleibe bei mir, so lange Du kannst!“

Es war ein herrlicher Abend, dunkel, warm und still. Ueber den Häusern und Thürmen der Stadt lag die schmale Sichel des Mondes silberglänzend und sank dann langsam immer tiefer am dunklen Himmelssaum. Einzelne Sterne blickten hier und da durch leichte Nebelschleier, die sie momentan verhüllten. Das Geräusch der Wagen und Fußgänger der nahen Stadt drang schwach und gedämpft zu ihnen herüber. Ein Musikcorps, in Gebüschen und Lauben versteckt, begann soeben zu spielen, die Feuerräder drehten sich in rasender Geschwindigkeit um sich selbst, die Raketen zischten (die Clowns beim Feuerwerk, wie Adalbert leise Alicien zuflüsterte), die Tourbillons tanzten hoch in der Luft, einen wahren Sprühregen von bunten Sternen niederwerfend, die Goldregen hingen lang und strahlend am dunklen Nachthimmel und die feuerigen Kreuze reckten ihre glühenden Arme gespenstisch aus, um bald als dunkles, nacktes Gerippe da zu stehen, von Keinem mehr gesehen und beachtet.

Als der prächtige Tempel am Schluß ganz in buntem Feuer stand, oben an seiner Spitze die kunstvoll verschlungenen Namenszüge E. und A. im rothen Feuerschein, und nun, nachdem der letzte Funke erloschen und der letzte Feuerschein erstorben war, ein nicht enden wollender Beifallssturm, Bravorufen und Händeklatschen erscholl, in den die Musik mit einem lauten, gut ausgeführten Tusch einfiel, da schmiegte sich Alicia in unwillkürlicher Bewegung an den Arm des Geliebten, der seine Rechte auf ihre Schulter gelegt, sie sorgsam in einen kostbaren indischen Shwal gehüllt hatte, damit die kühle Abendluft ihr nicht schade, die Linke in der Hand seines Freundes, der ja in einigen Stunden fortging für lange, lange Zeit, — und flüsterte ihm zu, so leise, so unhörbar, daß keiner der Nahesitzenden sie hören konnte, indem sie mit der Hand auf das Hinsterben der letzten Gluth deutete:

„O Erwin, wie unser Glück, aber nicht wie unsere Liebe!“ — worauf er sich zu ihr herabbeugte und, an ihr Ohr geneigt, ebenso leise erwiederte:

„Nicht wie unsere Liebe, Alicia, und auch nicht, will's Gott, wie unser Glück! — Warte nur, Kind! —“ —

Als das Souper vorüber war, an dem der

berühmteste Gastrolog seine ganze Kunst erschöpft zu haben schien, die feuerigsten und kostbarsten Weine, zu denen Spanien, der Rhein und Frankreich ihr Contingent gestellt hatten, in Strömen geflossen waren, der Glanz der Hunderte von Gasflammen mit dem Silber und Gold auf der Tafel gewetteifert, auf welcher die seltensten, exotischen Blumen in hohen Silbervasen ihre fast betäubenden Düfte mit denen der leckeren Speisen gemischt hatten; — als das Mahl, eines Lukull würdig, vorbei und der Ball begonnen hatte, war Mitternacht vorüber. —

Erwin und Alicia, die sich nie an den Tanzfreuden ergötzt hatten, waren jetzt also überflüssig zwischen diesen jungen, lebenslustigen Paaren, die sich bald nach dem Takt eines zahlreichen Orchesters auf dem glatten Parquetboden des Saales drehten und nun damit die letzte, köstlichste Neige des schönen Festes schlürften, in welchem Epitheton alle Anwesenden einig waren.

Die Aelteren der Gesellschaft hatten sich ganz nach ihrem Geschmack gruppirt, Einige an Whist- und Bostontischen, Andere in zwanglosem Geplauder den jungen Tänzerinnen zusehend, die, strahlend vor Freude und Brillanten, wie fremdartige, federleichte Blumen dahin schwebten, getragen von den

Klängen einer verführerischen Musik; — wieder Andere, sich in eins der vielen Gemächer zurückziehend, in ungestörter Ruhe die Erlebnisse des heutigen Abends noch einmal durchzukosten oder die Genüsse desselben gemächlich zu verdauen, — wie man's nehmen will, — kurz, Alle befriedigt und nach dem Geist des charmanten Gastgebers handelnd, der nur einen Zweck im Auge hatte: die möglichste Zufriedenheit seiner verehrten Gäste. —

Adalbert näherte sich jetzt dem Brautpaar, das nur auf einen passenden Augenblick wartete, sich so unbeachtet wie möglich zu entfernen, um ein Paar Momente der Einsamkeit zum Austausch ihrer Gefühle zu erhaschen.

Erwin hatte seit gestern noch nicht wieder allein mit dem bleichen Mädchen gesprochen, dem er so großes Leid hatte auferlegen müssen. Wie ihre Antwort ausfallen würde, wußte er. Er kannte genugsam ihre Liebe für ihn, um zu wissen, daß diese ihr die Prüfung überwinden helfen würde, und hatte er gleich die Spuren einer durchkämpften und durchweinten Nacht in ihren trüben Augen und der Marmorblässe ihrer Züge gesehen, so zweifelte er doch keinen Augenblick an ihr. Jetzt aber, wo endlich die goldenen Fesseln fallen durften, die sie Beide den ganzen Abend und den größten Theil der Nacht

getragen hatten, wo sie sich für kurze Zeit zurückziehen durften, ohne vermißt zu werden, — jetzt suchten ihre Blicke sich in innerer Uebereinstimmung, da sie Beide von gleichen Gefühlen beseelt waren. —

Erwin bot Alicia seinen Arm und führte sie hinaus auf den Balcon des Hauses. Es war eine wundervoll klare und weiche Herbstnacht. Die leichten Nebelflöre, die vor einigen Stunden die Sterne abwechselnd verhüllt hatten, waren gewichen. Ein Himmel, tiefblau und wunderbar durchleuchtet von den Tausenden und aber Tausenden blitzender Augen der Nacht, ruhte über einer Welt, in der jetzt der leichte Bruder des Todes seine Mohnkörner streute, unzählige Leidenschaften einlullte und unzählige Thränen trocknete, gleichviel, ob Freuden- oder Schmerzensthränen. Es war eine Nacht, in der man so recht den Hauch Gottes durch seine Welt ziehen fühlt, wo es Einem ist, als höre man seinen leichten Fußtritt und empfinde die Nähe seiner heiligen, anbetungswürdigen Macht. —

Unter diesem klaren, funkelnden Sternenhimmel, in dieser erhabenen Ruhe der Mitternacht, ungestört durch das Lärmen und Treiben der großen Stadt, das verstummt war, fern von dem wirren Kampf und den Leidenschaften des

Tages, die mit der Sonne wieder erwachen, standen nun diese zwei Menschen bei einander, in deren Herzen ein großes, heiliges Geheimniß ruhte, welches der morgende Tag schon aus seinem Dunkel hervorziehen mußte, ein Geheimniß, das wichtig und folgenschwer für Beide war, vor dem aber Beide nicht zurückbebten, weil es nicht das Auge dessen zu scheuen brauchte, welcher jetzt gewiß auf sie herniedersah, das allsehende Auge des großen, heiligen Gottes! —

Sie standen fest an einander geschmiegt. Aus den sanften, blauen Augen des jungen Mädchens floß langsam Thräne auf Thräne herab, aber sie waren nicht mehr so bitter, wie in der vorigen Nacht, denn sie weinte sie an der Brust ihres Geliebten. Er sah die Thränen nicht, aber er wußte, daß sie weinte, und ließ sie still gewähren. —

Die brausenden Töne der Tanzmusik drangen zwar an ihr Ohr, aber sie störten nicht die heilige Ruhe, den stillen Frieden dieser mitternächtlichen Stunde. Die Welt mit ihren strahlenden Freuden und übertünchten Schmerzen lag ihnen fern und nur ein Gefühl erfüllte die Brust dieser beiden jetzt so fest Vereinten, welche die kommende Morgenröthe trennen mußte, vielleicht für's Leben, daß jetzt die Schatten der theueren Vorangegangenen sie

umschwebten: seine Mutter und ihr Vater, die sie so treu geliebt und so früh von ihnen genommen waren.

Nach einer langen, langen Pause hörte Erwin Worte, die so leise gesprochen waren, daß man glauben konnte, sie kämen von oben:

„Wenn uns das Leben nicht wieder vereinigen sollte, so wird es der Tod doch thun, nicht wahr, mein geliebter Erwin? —

Er schwieg, von einer leisen Ahnung durchfröstelt.

„Sollte das ein Omen sein für ihre Zukunft?" dachte er, aber er sprach sie nicht aus.

„Leben und Tod sind nur Momente im Getriebe des Alls," sagte er ausweichend, „und wir ja nur Atome im großen Ganzen. Wer giebt uns das Recht, so viel an uns zu denken und uns selbst solche Wichtigkeit beizulegen? Er, der das große Universum leitet, wie er dem kleinsten Wurm seine Lebensfrist und Lebensfreude zutheilt, — Gott lebt und er wird es also fügen, wie es für uns gut ist!" —

„Amen!" antwortete eine tiefe Stimme hinter ihnen. — — Es war Adalbert, der ungehört den Beiden gefolgt war und schon ein Weilchen hinter

ihnen gestanden hatte, ehe er sich entschließen konnte, die Weihe dieser Stunde zu unterbrechen.

Erwin streckte die Hand nach ihm aus und zog ihn näher zu sich heran.

„Habe Dank, mein Adalbert," sagte er sehr sanft, „daß Du jetzt zu uns kommst! Es ist eine schöne, feierliche Stunde der Nacht und nur Du fehltest mir, um sie mir für's ganze Leben unvergeßlich zu machen. Du kommst, mich zum Aufbruch zu mahnen; ist es nicht so? —" —

„Bald! Die Stunde rückt heran. Aber sie läßt mir noch Zeit genug übrig, ein Wort des Abschieds dem lieblichen Wesen zu sagen, welches Du Dein nennst." —

Dann wandte er sich von Erwin ab und trat dicht vor Alicia hin. Er schaute einen Moment lang stumm in ihr bleiches, thränenüberströmtes Antlitz. Ein tiefes Mitleid durchbebte sein starkes Herz, als er diese zarte Blume ansah und der Stürme gedachte, unter denen sie jetzt schon schauerte und die bald noch heftiger über sie hereinbrechen mußten.

„Wird sie stark genug sein, sie zu ertragen?" Diese Frage zitterte auf seinen Lippen, aber er sprach sie nicht aus. Er ergriff ihre Hand, welche sie ihm willenlos überließ, und drückte sie lange und fest in der seinigen.

„Fräulein Barry,“ sagte er endlich, „ich bin nicht gewohnt, mit Frauen zu reden und ihnen schöne Sachen zu sagen. Ich bin ein unwirrscher Geselle und ein großer Skeptiker dazu. Ich habe bisher wenig von Frauenwerth und Frauentugend gehalten und in der Bitterkeit meines Geschicks und dem Fehlschlagen meiner feuerigsten Jugendhoffnung — Jugendthorheit, wenn Sie wollen, — nicht daran gedacht, daß es noch andere Weiber giebt, als das Eine, das ich meinte. Seit ich Sie aber kenne, weiß ich und fühle es, daß ein Weib, wenn es ist, wie Gott es erschuf und wozu er es erschuf, das herrlichste Kleinod auf seiner schönen Welt ist, und daß der Mann, dem es vergönnt, es das seinige zu nennen, unverdrossen und kühn den Kampf mit dem Leben wagen kann, wenn ihm am Ende dieses Kampfes ein solcher Lohn zu Theil wird, werth der größten Mühen und Gefahren. — Gott sei mit Ihnen, Alicia, liebes, zartes, dehmüthiges Kind!“ fuhr er mit erhobener Stimme und tiefer Rührung fort. „Sie haben ein saueres Tagewerk und einen mühevollen Lebensweg vor sich. Gott weiß, wie gern ich dazu beigetragen hätte, Ihnen jenes zu erleichtern und diesen zu ebnen, aber ich kann es nicht! Als Mann von Ehre durfte ich den göttlichen Genius nicht in seinem Fluge hemmen, wel-

cher unseren Erwin belebt und ihm seine Bahn vorschreibt, auf der er gehen und an's Ziel seines Strebens gelangen wird. Ich durfte seinen Wunsch nicht tadeln, seinen Entschluß nicht erschüttern. Sie müssen leiden, armes Kind, denn Sie lieben ihn und die Liebe theilt ihre Kränze nicht aus, wenn man nicht vorher um sie gerungen und gelitten hat. — Glücklich, wer sie am Ende noch erringt! — Gebe Gott Ihnen die schönsten und duftigsten derselben! Wenn auch Jahre voll Leid und Thränen kommen und Sie vielleicht mit trüben Augen und welken Zügen am Ziel derselben stehen und auf diese Zeit zurücksehen, dann erinnern Sie sich auch einmal des einsamen Freundes Ihres Geliebten, der gleichfalls gekämpft und gelitten hat und jetzt wieder zu Kampf und Leiden geht, — ohne Zweck und Ziel — und bitten Gott um Trost für ihn in dem Gedanken, daß er als Mann gehandelt hat, wie Pflicht und Ehre ihm geboten!" —

Nach diesen Worten zog er noch einmal die zarte, kalte Hand des jungen Mädchens an seine Lippen, das stumm vor ihm stand, überwältigt von den widerstreitendsten Gefühlen, aber gehoben und getröstet durch die Anerkennung eines Mannes, der außer ihr so Wenige anerkannte, wie er selbst gesagt hatte. —

Einige Stunden später, als die Bouquets, Schleifen und kostbaren Spielereien des Cotillons in den Händen der Damen und den Rockknöpfen oder auf der Brust der Herren ihre Rollen spielten, drückte Adalbert seinen Freund zum letzten Mal an seine Brust. —

Das Signal zur Abfahrt des Schnellzuges war gegeben. Die Schaffner liefen geschäftig hin und her, die Passagiere ermahnend, einzusteigen, die Thüren der Coupé's wurden zugeschroben und fortbrauste der Zug in die Nacht hinaus. —

Erwin war allein auf dem Perron des Bahnhofs zurückgeblieben. Er schaute dem davon sausenden Dampfroß nach, welches seinen Freund rasch fortgetragen hatte. — Dann hüllte er sich fester in seinen Plaid und ging schnellen Schrittes, wie er hergekommen, jetzt freilich allein, dem väterlichen Hause zu, wo er gerade noch zur rechten Zeit ankam, die Gäste zu verabschieden, ihre schönen Worte und süßen Redensarten in Empfang zu nehmen und dann Braut und Schwiegermutter an ihren Wagen zu führen und ihnen beim Einsteigen behülflich zu sein. —

Dann war Alles vorbei und ein feiner, kühler Luftzug deutete an, daß der Morgen nicht mehr fern sei, welcher einem heißen Tage vorangehen sollte. —

Sechstes Kapitel.

Die Glocken der Kirchthürme schlugen die zehnte Stunde, als Herr Senator Voges an dem Morgen, welcher dem Feste folgte, schon in sein Comptoir trat. Trotzdem er kaum ein Paar Stunden geschlafen hatte, war er schon wieder frisch und munter, und man sah seinen Augen keine Uebernächtigkeit, seinem Gange keine Mattigkeit an. Sein Kinn war so glatt und sorgsam rasirt, seine Wäsche so tadellos und seine ganze Erscheinung so vornehm wie immer.

Senator Voges war ein außerordentlich rüstiger Fünfziger, Fleiß und Pünktlichkeit waren seine Haupttugenden, und in dieser Beziehung war er wirklich achtungswerth. Er bedurfte nur sehr wenig Schlaf. Einige Stunden genügten vollkommen, um ihn sein Tagewerk wieder mit demselben Eifer

und derselben Energie aufnehmen zu lassen, als wäre er durch nichts in seinen Gewohnheiten gestört worden.

So trat er auch heut' nach einer durchschwelgten Nacht pünktlich mit dem Schlage zehn Uhr in sein Comptoir, wo er schon seine zahlreichen Commis an ihren Pulten und seine beiden Buchhalter an ihren Schreibtischen fand, fleißig die Federn führend, lesend oder rechnend, wie es gerade kam. —

Erwin war noch nicht da. Herr Voges hatte erwartet, daß er heut' Morgen fehlen würde; dennoch überflog ein verdrießlicher Zug sein Gesicht, als er seinen Platz am Schreibtisch leer sah, aber er sagte nichts. Er war schon an die Unpünktlichkeit seines ältesten Sohnes gewöhnt, besonders in letzterer Zeit. Seit seiner Rückkunft war er gar nicht wieder in's alte Geleise zu bringen gewesen. Seine schnelle Verlobung und die Anwesenheit seines Freundes entschuldigten zwar Manches, aber nun dieser fort war und jene etwas Altes geworden, beschloß der fleißige Geschäftsmann, seinen Sohn von heut' an recht streng vorzunehmen und ihm die Nachlässigkeit auszutreiben, die so ganz gegen seinen Willen eingerissen war.

Nachdem er die jüngeren Commis flüchtig ge-

grüßt, mit den älteren ein Paar Worte gewechselt, Fragen des ersten Buchhalters beantwortet, die wichtigsten Briefe, welche inzwischen eingelaufen waren, in Empfang genommen, und dem zweiten die nöthigen Instruktionen in Betreff der Erledigung einiger Geschäfte für den Morgen gegeben hatte, auch einige kurze Briefe geschrieben, die gleich expedirt werden mußten, und ein Paar Bücher über fällige Zahlungen revidirt hatte, ging er selbst in sein Arbeitskabinet, ein kleines, stilles Zimmer, in dem er die wichtigsten Bücher und Papiere der Firma aufbewahrte, wo er stets die Stunden des Morgens bis zur Börsenzeit sehr emsig arbeitete und wo ihn Niemand stören durfte, nicht einmal Erwin.

Er mochte wol eine Stunde und noch darüber gearbeitet haben. Im Comptoir war es lebhaft gewesen, wie gewöhnlich. Leute kamen und gingen, Briefe wurden gebracht und expedirt, inzwischen fleißig fortgearbeitet, die Zahlen summten sich im Kopfe des Rechnenden und auf dem Papier, über welches die Federn leise knirschend hin- und herflogen und Herr Voges saß noch immer ungestört in seinem kleinen Kabinet vor dem mit grünem Tuch ausgeschlagenen Schreibtisch mit den geheimen Fächern und den verborgenen Schubladen,

welche Niemand schließen konnte, als die Hand des Herrn selbst. Neben ihm stand die eiserne, feuer- und diebsfeste Geldkiste, an welcher auch das geübteste Auge kein Schloß gewahren konnte oder den Ort, wo dieses versteckt gehalten wurde. Sie sah so nett und zierlich aus, wie ein gewöhnliches Schränkchen von Jacarandaholz, und kein Mensch hätte darin die Summen gesucht, welche es enthielt und verbarg, theils in Gold, theils in Staatspapieren und Wechseln. Herr Voges allein hatte den Schlüssel zu diesem Geheimniß und trug ihn stets sorgsam verwahrt bei sich, ihn vor jedem profanen Auge verbergend, um nicht allein der Herr desselben zu sein, sondern auch zu bleiben.

Ein leises Pochen an der verschlossenen Thür dieses Kabinets wurde jetzt hörbar. Herr Voges verschloß augenblicklich seinen geheimnißvollen Schrank und horchte. Er glaubte, sich getäuscht zu haben. Diese Störung war so selten, daß er kaum glauben konnte, recht gehört zu haben. Als es sich aber nach einem Weilchen wiederholte, ebenso bescheiden, aber etwas lauter, als vorher, konnte er es nicht länger für eine Täuschung halten. Er schloß also auf und wandte sich etwas ungeduldig nach dem Eintretenden um, welcher auf sein „Herein!“ in der offenen Thür erschienen war.

Es war Erwin, der sich ein wenig vor seinem Vater verbeugte und ihn mit schüchterner, aber fester Stimme um ein gütiges Gehör bat.

Herr Voges betrachtete seinen Sohn mit einem Blick, der das größte Erstaunen ausdrückte. Er wußte, daß dieser noch nie einen Fuß in das „Allerheiligste" seines Vaters gesetzt, noch viel weniger ihn selbst hier zu stören gewagt hatte. Höchstens war es dem ersten Buchhalter verstattet gewesen, welcher schon jahrelang der Firma thätig und treu gedient hatte und das volle Vertrauen seines Herrn besaß. Er hatte jetzt auch erwartet, diesen mit einer höchstwichtigen Frage oder einem Brief eintreten zu sehen, welcher augenblickliche Erledigung verlangte. Statt dessen erschien das blasse, ruhige Antlitz seines Sohnes auf der Schwelle, dem er noch nie eine Sache von Wichtigkeit hatte anvertrauen können und der bisher nur untergeordnete Sachen im Comptoir besorgt hatte, wie einer oder der andere der älteren Commis.

Was konnte Erwin wollen? Hatte Herr Schulz, der erste Buchhalter, den jungen Mann mit einer Frage beauftragt, auf die er sogleich Antwort haben mußte, und war anderweitig so beschäftigt gewesen, daß er nicht selbst hatte kommen können? In der festen Ueberzeugung, daß dem

nicht anders sein könne, fragte er, indem er sich wieder nach seinem Schreibtisch umwandte und das eben zugeschlagene Buch wieder aufzuschlagen begann:

„Nun, warum kommt Herr Schulz nicht selbst zu mir?" —

„Weil Herr Schulz die Angelegenheit nicht besorgen kann, wegen welcher ich Dich zu sprechen wünsche," antwortete die sanfte, aber feste Stimme des jungen Mannes.

„Was giebt es denn?" fragte Herr Voges streng, indem er sich plötzlich wieder nach seinem Sohn umwandte und ihn mit einem Blicke betrachtete, der sagen zu wollen schien:

„Ich glaube, der Junge ist toll geworden, daß er mich in dieser Weise wegen einer Bagatelle stört!" —

Erwin trat einen Schritt näher, trotzdem sein Vater ihn nicht dazu aufgefordert hatte, und sagte ganz ruhig:

„Ich habe Dir eine Bitte vorzutragen, die ich lange auf dem Herzen hatte. Es gilt das ganze Glück meines Lebens!"

Ueber das Antlitz des Herrn Voges flog eine Wolke des Unwillens, als er hörte, daß es sich um die Privatinteressen seines Sohnes und nicht um

die der Firma handelte. Er wandte sich wieder zu seinem Schreibtisch und sagte kalt:

„Hier ist nicht der Ort, Bitten vorzulegen und anzuhören. Du kannst mir heute Mittag sagen, was Du willst. Hier wird nur von Geschäften gesprochen!“ —

Damit blätterte er in seinem Buche weiter und suchte die Seite auf, bei deren Lesung er gestört worden war.

„Wenn hier nur von Geschäften gesprochen wird, Vater,“ entgegnete Erwin fest, ohne sich durch das rücksichtslose Betragen seines Vaters und die abweichende Antwort irre machen zu lassen, „so erlaube mir, zu bemerken, daß meine Bitte nicht so ganz ohne Beziehung zu Deinem Geschäfte steht, wie Du annimmst. Hier kann ich ungestört mit Dir reden, das wußte ich, und suchte Dich deßhalb hier auf. In unserem Hause können Tage und Wochen vergehen, ehe ich Gelegenheit finde, Dich allein zu sprechen, und ich muß Dich heut' sprechen!“ —

„Und wenn ich nun gerade heut' nicht mit mir sprechen lassen wollte?“ sagte Herr Voges in schneidend kaltem Tone, „wer würde mich dazu zwingen?“ —

„Ich, Vater!“ — Denn ich wiederhole es Dir nochmals, ich muß mit Dir reden!“ —

„Unverschämt!“ murmelte Herr Voges zwischen den Zähnen, aber er faßte sich sogleich und sagte:

„Nun, so rede! Aber mach' schnell! Meine Zeit ist viel zu kostbar, um durch unnützes Geschwätz vergeudet zu werden.“ —

Erwin trat einen Schritt näher und noch einen. Er stand jetzt in der Mitte des Zimmers und hielt den strengen, kalten Blick ruhig aus, mit dem sein Vater ihn vom Scheitel bis zur Zehe maß. Seine Brust arbeitete heftig, seine blassen Lippen waren fest auf einander gepreßt, seine Wangen erdfahl. Er fühlte: jetzt war der gefürchtete, entscheidende Augenblick da. Aber dies natürliche Gefühl von Furcht währte nur einen Moment. Seine Stimme klang ruhig und fest, als er zu sprechen begann:

„Es wird Dir nicht schwerer werden, zu hören, was ich Dir zu sagen habe, als es mir wird, es auszusprechen. Aber Beides muß sein. Nun, so lass' mich Dir denn mit wenigen Worten den Inhalt meines Wunsches darlegen: Ich kann nicht länger in diesem Leben aushalten, wie ich es bis jetzt geführt; ich kann mich nicht einem Beruf widmen, zu dem ich weder Neigung, noch Fähigkeit habe; ich kann kein Geschäftsmann und keine Stütze

der Firma werden, als welche Du mich ausersehen hast; ich bin hier, mein Vater, um Dich zu bitten, mich freizugeben und der Neigung meines Herzens nicht entgegenzutreten, die mich einem anderen Lebenszweck zuführt, als der ist, den für mich auszusuchen Du für gut gehalten hast." —

Erwin schwieg einen Augenblick, um Athem zu schöpfen. Sein Vater betrachtete ihn mit einem Ausdruck von Verwunderung und Zorn, der deutlich auf seiner gefalteten Stirn zu lesen war, aber er fragte ganz ruhig:

„Nun, und dieser Lebenszweck wäre?" —

„Maler zu werden!" — entgegnete Erwin ebenso ruhig und fest.

Herr Voges lächelte, als er diese Worte hörte. Fast hätte er laut aufgelacht, so possirlich kam ihm diese Idee vor, aber hier, an diesem Ort hätte er es für höchst unpassend gefunden, zu lachen. So lange dies kleine Kabinet existirte, war hier noch niemals solche Unschicklichkeit begangen worden. Er betrachtete seinen Sohn noch eine Weile mit spöttischem Lächeln und sagte dann in fast mitleidigem Ton:

„Du hast Deinen Rausch von gestern oder, richtiger, von heut' Morgen noch nicht verschlafen, mein Junge, wie ich sehe, obgleich ich es uner=

klärlich finde, da die Weine gut waren und man dann nicht die Wirkung derselben so lange hinterher fühlt. Geh' nach Hause und schlafe Dich recht aus. Für heut' will ich Dir die Comptoirarbeit erlassen. Es wäre ja auch kein gutes Beispiel für meine Leute, wenn sie Dich in diesem Zustande von Unzurechnungsfähigkeit sähen, während ich schon seit einer Stunde frisch bei der Arbeit bin." —

Nach diesen Worten wandte er sich ganz um zu seiner Arbeit und fing nun wirklich an, in dem aufgeschlagenen Buche zu lesen, ohne sich länger um die Anwesenheit seines Sohnes zu bekümmern. —

Durch Erwin's Nerven flog ein leises Zittern und sein Herz schwoll vor Entrüstung und Zorn. So war ihm sein Vater stets entgegengetreten, wenn er einmal einen selbstständigen Willen zu äußern gewagt hatte. So hatte er immer seine Ansichten bespöttelt, seine Bitten ignorirt, seine Wünsche en bagatelle behandelt. Er kannte dies nervöse Zittern schon, das jetzt seinen Körper durchflog. Er hatte es schon öfters seinem Vater gegenüber gefühlt, wenn dieser ihn in einer Abhängigkeit von seinem eigenen, despotischen Willen gehalten hatte, als wäre er ein unmündiges Kind. Er hatte immer geschwiegen und sich mit seinem Wünschen und Willen scheu in sich selbst zurückgezogen vor

diesem kalten, spöttischen Blick, vor diesen Worten voll eisigen Hohns. Er hatte gelitten und geschwiegen und sich dem Willen des Tyrannen gebeugt.

Herr Voges wußte dies sehr wohl und glaubte auch heut' die Sache in derselben Weise abgethan zu haben, wie er schon oft die Bitten seines Sohnes abgeschlagen hatte. Deßhalb sah er sich wirklich verwundert um, als dieser noch immer regungslos auf derselben Stelle stehen geblieben war. Er hatte geglaubt, die Sache damit ein für alle Mal zum Schweigen gebracht zu haben, wie er es bei seinem Sohn gewohnt gewesen.

Aber er irrte sich dies Mal. Erwin ging nicht fort, schweigend und gekränkt. Er stand fest und aufrecht und sagte mit einer Ruhe, welche ihm nur die höchste Selbstbeherrschung geben konnte, deren er jetzt bedurfte, wie er sich wohl bewußt war:

„Nein, Vater, Du irrst Dich, ich werde mich nicht durch Deinen Spott abschrecken lassen; er beleidigt mich nicht, weil er mich nicht trifft. Du weißt ebenso gut, wie ich, daß ich nicht im Rausche zu Dir rede, daß ich ebenso nüchtern bin, wie Du. Ich spreche vollkommen ernst und überlegt. Es ist nicht die vorübergehende Laune eines Knaben, nicht die aufbrausende Leidenschaft des Jünglings; — es

ist der ernste Entschluß eines Mannes, der sich vollkommen der schweren Stellung bewußt ist, in die er zu seinem Vater, seiner Braut, aller Welt tritt, aber dennoch nicht zurückweicht, weil er fühlt, daß er muß — weil es eine innere Nothwendigkeit gibt, vor der alle anderen Rücksichten schweigen, — weil er weiß, daß an dieser Stunde das ganze Wohl und Weh seines Lebens, daß seine ganze Zukunft daran hängt! — Du magst über mich spotten und mich verhöhnen, Du magst mir zürnen und mich verstoßen, Du magst mir Vater, Heimath und Vermögen, kurz, Alles nehmen, was mein ist, aber meinen Entschluß kannst Du nicht ändern, meinen Willen nicht beugen, mich nicht meinem Beruf untreu machen, und dieser ist die Kunst! — Jetzt weißt Du Alles, Alles, Vater, jetzt antworte mir, aber versuche nicht, mich umzustimmen, denn mein Entschluß ist unabänderlich!" —

Es war eine lange, mit Wärme und Pathos vorgetragene Rede, die des jungen Mannes. Sein Vater hörte sie ganz zu Ende an, ohne nur eine Miene zu machen, ihn zu unterbrechen. Es war das erste Mal, daß er Erwin so sprechen hörte, aber es war auch das erste Mal, daß er ihn hatte ausreden lassen. Er hatte es früher nie der Mühe werth gehalten, sich auf Erörterungen mit ihm ein=

zulassen, denn es war sein Princip, eine so eigenwillige Natur, wie die seines Sohnes, müsse mit der äußersten Strenge und Energie im Zaume gehalten werden, wenn er sich nicht seiner Herrschaft für immer entziehen sollte. Das Mittel, dessen er sich stets dazu bedient, hatte sich auch stets als wirksam erwiesen: kalter Spott der Wärme seiner Empfindungen gegenüber, strenges Ignoriren seiner Berechtigung, als denkender und fühlender Mensch zu handeln, stolzes Abweisen jeder Art von Annäherung des Sohnes, den er nie geliebt, der ihm immer unbequem und lästig gewesen und von dem er nie wieder Liebe verlangt hatte.

So war Erwin aus seinen Knabenjahren in's reifere Alter getreten, hatte gelitten unter dem Despotismus seines Vaters, dem er sich dennoch gefügt hatte, eben weil ihm der Muth gefehlt, sich dagegen aufzulehnen, und hatte geschwiegen in stummer Isolirung und Abhängigkeit. Als Herr Voges nun vor einer halben Stunde Erwin in sein Arbeitszimmer treten sah, in das er noch nie einen Fuß zu setzen gewagt hatte, fühlte er sogleich, mit schnellem Verständniß der Situation, daß dieser eine Schritt nicht vereinzelt dastehen, sondern andere, wenigstens eben so kühne, nach sich ziehen würde. Sein Herz schwoll vor Unwillen und Zorn

aber ein Blick in die kalten, holzschnittartigen Züge seines Sohnes sagte ihm, daß er heut' wol schwerlich mit den gewohnten Waffen operiren dürfe, um zu siegen. Aus diesem Grunde ließ er sich vor der Hand herab, den Wunsch zu erfahren, welcher den schüchternen, jungen Mann zu solchem auffallenden Schritt veranlassen konnte.

Das Entsetzen, die Verachtung, den empörten Stolz dieses berechnenden Geldmannes zu beschreiben, als er inne ward, um was es sich handle, vermögen keine Worte zu beschreiben. Hätte er der Regung seines ersten Impulses nachgegeben, er hätte den Verwegenen mit einem Blick zu Boden geschmettert, wie der Jupiter tonans seine Blitze auf das Haupt des Schuldigen schleuderte. Aber die Klugheit gebot ihm Selbstbeherrschung. Der schlaue Menschenkenner sah ein, daß der Knabe Erwin nicht mehr vor ihm stehe, wie ehedem, sondern der Mann Erwin, der nun zum ersten Mal vor ihn hintrat und sein Recht als Mensch von ihm forderte, das ihm irdische und menschliche Gerechtigkeit nicht länger vorenthalten konnten. Sein eiskalter Spott legte sich noch einmal „versuchsweise“ auf die warmen Herzschläge des jungen Mannes, aber diese erstarrten nicht mehr davon. Er sah wohl die Blässe des Zorns auf den Wangen seines Sohnes bei dem Hohn, mit dem

er ihn zu schlagen versucht hatte, aber nicht ein Schatten von Furcht lag in dem festen Blick seiner Augen, die er nicht vor denen des Vaters niederschlug. Daher kam es, daß er ihn heut' so ruhig aussprechen ließ, ohne ihn nur ein einziges Mal zu unterbrechen, nicht einmal durch eine Geberde der Ungeduld, die sein ganzes Herz erzittern ließ. Er hörte nur wenig von diesen feuerigen Worten einer glühenden Beredtsamkeit, die für das Beßte und Größte des Menschen kämpft: für die Freiheit seiner Selbstbestimmung. Was er sagte, war ihm ganz gleichgültig, die Pointe kannte er ja, und während Erwin so vor ihm dastand, ruhig bei aller inneren Erregung, ernst und entschlossen, wie ein reifer Mann, da überlegte sich Herr Voges einen Augenblick den Weg, den er jetzt gleich würde einschlagen müssen, wenn Erwin zu Ende sei, ob Güte oder Strenge das Vortheilhafteste sei, und er entschloß sich nach kurzem Ueberlegen für das Erste. War doch diese Art, gegen ihn zu operiren, ganz neu und würde ihre Wirkung auf ihn sicher nicht verfehlen, eben weil sie nicht abgeschwächt war durch Wiederholung. —

Als daher Erwin das letzte Wort gesprochen hatte und jetzt athemlos vor Bewegung dastand, der Antwort des Vaters harrend, in dessen unbewegten

Zügen er nicht den geringsten Eindruck hatte bemerken können, und nun nichts Anderes erwartete, als daß ein Sturm von Vorwürfen über ihn hereinbrechen würde, dem standhaft entgegenzutreten er fest entschlossen war, fühlte er keine geringe Ueberraschung, als die Stimme seines Vaters an sein Ohr schlug so mild und gütig, wie er sie noch nie ihm gegenüber gehört hatte: —

„Du hast mich sehr überrascht, Erwin, ich läugne es nicht. Ich habe Dich ganz aussprechen lassen und nun bitte ich Dich um ein Gleiches. Setze Dich zu mir, mein Sohn. Es ist dies ein wichtiger Augenblick, eine ernste Stunde, von der Vieles abhängt. Ich bin oft streng gegen Dich gewesen, ich weiß es sehr wohl, Du hast Dich aber auch nie in kindlichem Gehorsam ausgezeichnet, der unaufgefordert den Willen seines Vaters zu errathen strebt und ihn befolgt, ohne dazu gezwungen zu werden. Alphons war immer ein Muster in dieser Beziehung. Für ihn waren nie diese Befehle, diese apodiktische Art zu sprechen, nöthig, wie bei Dir. Ihr waret von Kindheit an verschieden und daher mag es wol gekommen sein, daß der Schein auf mir ruht, als hätte ich ihn mehr geliebt, als Dich. Das ist aber keineswegs der Fall. Ihr Beide seid mir ganz gleich, steht meinem Herzen gleich

nahe, nur bedürft Ihr Beide eines verschiedenen Ausdrucks von Liebe. Alphons hat sich von jeher sehr begabt für seinen Beruf gezeigt, Du nicht. Er that Alles freiwillig, wozu ich Dich erst zwingen mußte. Er hat gelernt und gearbeitet, wie einer unserer Commis. Auf ihm wird einst das Geschick unserer Firma so fest ruhen, wie der Tempel auf Säulen von Granit. Du hast nie mit Fleiß gelernt, was Dir zu wissen nothwendig war, hast nie mit Lust gearbeitet, hast mich nie zur Hoffnung auf selbstständiges Schaffen und Handeln berechtigt. Ist es nun nicht natürlich, wenn ich eine ganz andere Sprache mit Alphons reden konnte, als mit Dir? — Stelle Dich einmal in meine Lage und denke, wie Du gehandelt hättest, wärest Du der Vater gewesen, der in seinen beiden Söhnen einst die Freude seines Alters, die Stütze einer Firma erblicken will, die er selbst gegründet und auf den hohen Standpunkt erhoben hat, auf dem sie jetzt steht. Ich will das Urtheil Deinem Verstande und Deiner Gerechtigkeit überlassen, ich verlange keine Antwort darüber!" —

Nach diesen einleitenden Worten hielt Herr Voges einen Augenblick inne und betrachtete mit einem verstohlenen Blick das Antlitz seines Sohnes, der stumm vor Erstaunen diesen gütigen Worten

gegenüberstand, die er heut' am allerwenigsten von seinem Vater erwartet hatte. Aber er schwieg. Er wollte erst abwarten, wohin diese freundliche Einleitung führen würde, welche fast einer Entschuldigung glich, die ein so stolzer Mann nur nothgedrungen abgeben würde. Herr Voges fuhr also fort:

„Nachdem ich dies vorausgeschickt habe, wirst Du Manches in meiner bisherigen Handlungsweise verstehen, das Dir früher unklar geblieben oder gar hart erschienen ist. Ich schickte Alphons nach Newyork, sobald er seinem Schulunterrichte enthoben war, um dort bei seinem Oheim, meinem Schwager, die Handelsverbindungen zu erlernen, die er kennen mußte, wenn der Plan, den ich schon seit Euerer Geburt in mir nährte, einst zur Ausführung kommen würde. Nebenbei war Barry ein tüchtiger Geschäftsmann, strebsam und unternehmend, und in keine besseren Hände konnte ich einen Sohn geben, der nicht meiner eigenen strengen Wachsamkeit und unvermeidlichen Sorgfalt bedurfte, um bei seinem Berufe zu bleiben, wie Du, Erwin. Daraus wirst Du es Dir erklären, daß Du bei mir bleiben und unter meinen Augen und meiner Leitung lernen und arbeiten mußtest, während ich Jenen in die Welt hinaus

senden konnte, ohne fürchten zu müssen, daß dort seine mühsam erworbenen Kenntnisse und meine väterliche Autorität verloren gehen würden. Glaubst Du, ich hätte nicht bemerkt, mit welchem inneren Zähneknirschen Du den jüngeren Bruder fortgehen sahest, während Du selbst bei mir zurückbleiben mußtest? — O, ich sehe scharf, mein Sohn, und keine Regung Deines Herzens ist mir bisher unbekannt geblieben. Ich nahm mir vor, daß Du, wenn Du einige Zeit fleißig und fügsam gewesen, zum Lohn dafür auch einen Blick in die Welt thun solltest, nach der Du Dich so sehr sehntest, was ich wohl wußte, obgleich Du mir nie ein Wort davon gesagt hattest. —

Um diese Zeit starb mein Schwager plötzlich. Meine Pläne in Bezug auf Alphons waren dadurch zwar etwas unklar geworden, aber die kühne Hoffnung, die ich in Bezug auf einstige Vereinigung unserer beiden Firmen und die Zusammenziehung meiner Capitalien mit denen des Verstorbenen gehegt hatte, war durch diesen Verlust noch gestiegen. Als nun die Wittwe sich gar nach Europa überzusiedeln entschlossen hatte, Alphons noch eine Zeit lang unter Leitung eines tüchtigen Geschäftsführers der Firma Barry in Newyork zurückblieb, seine Briefe immer von seiner

großen Umsicht in geschäftlicher Beziehung, von seinen ausgebreiteten Kenntnissen Zeugniß gaben, — da sah ich mit einer Befriedigung, welche ich nicht beschreiben kann, mich fast am Ziele meiner Wünsche, meiner Arbeiten, meines Ehrgeizes. Alphons in Amerika die Firma Barry, Du in Europa die unserige repräsentirend, ich selbst der Chef der beiden vereinigten Häuser: Barry und Voges! — Begreifst Du mich jetzt, Erwin? — Um Deinen schweigenden Gehorsam zu belohnen, gab ich Dich fast ein Jahr frei, ließ Dich Deinen Neigungen, Deinen Wünschen leben, die Welt durchstreifen, wohin Dein Herz Dich trieb, sehen, genießen, Deine Bildung vollenden. Um Alicia hatte ich für Dich geworben, ehe Du heimkamst. Ich wußte, daß Ihr Euch gern hattet, schon ehe Du fortgingst, ich weiß, daß Entfernung eine Neigung eher erhöht, als schwächt. — Sie war Dir schon versprochen, ehe Dein Fuß die Heimath wieder betrát. War es recht und dankbar von Dir, mir mit offener Opposition entgegenzutreten, als ich Dir ankündigte, Du seiest der Verlobte eines Mädchens, das jung und gut ist, Dich liebt und den Namen trägt, welcher uns zur Feststellung unseres Hauses so nothwendig ist, wie Deine Verbindung mit ihr? — Welcher Mann würde der Schwär=

merei eines jungen Menschen seine theuersten Pläne zum Opfer bringen, Pläne, die er Jahre lang genährt, als Lieblingsgedanken getragen hat und nun verwirklicht sieht, — einer Schwärmerei, die Liebe zum Glück des Lebens für unerläßlich erachtet, von welcher unsere Dichter und Schriftsteller fabeln und die sich sehr schön und rührend lesen läßt, wenn man gerade Zeit hat, einmal in einem Roman zu blättern, oder unwohl ist und sich nun zu unterhalten sucht, so gut und schlecht es eben gehen will? — Liebe, mein Sohn, ist ein schön klingendes Wort, sehr weich und angenehm auszusprechen und anzuhören, aber nichts weiter. Sie verlangt als Hauptbedingung ihrer Existenz eine volle Börse und kann nur gedeihen und fortleben, wenn der Tisch wohl besetzt und das Herz guter Dinge ist. Bei leerer Börse und leerem Tisch liebt es sich schlecht. Das kennst Du nicht und hast auch deßhalb kein Urtheil darüber. Ich kenne es, ich spreche aus Erfahrung. Auch ich war jung und schwärmte, wie Du. Auch ich habe geliebt und endlich eingesehen, daß es nichts Vergänglicheres giebt, als diese sogenannte Liebe. — Ich habe sie freiwillig aufgegeben, als ich ihre Haltlosigkeit erkannte. Ich habe Deine Mutter später geheirathet, ohne sie zu lieben, und bin dennoch

glücklich gewesen. Je älter man wird, desto mehr sieht man ein, daß die Realität das Einzige ist, was uns dauernd beglückt, das Ideal aber nur für Thoren und Kinder existirt, die nach dem Monde greifen. Ich verlachte Deine Einwürfe, mein Sohn, als Du mir sagtest, Du könntest Alicia nicht heirathen, weil Du sie nicht liebtest. Ich befahl Dir streng, zu thun, was sich nicht mehr ändern ließ. Ich sah die Röthe des Zorns auf Deiner Stirn, die Blässe des Hasses in Deinen Zügen, als ich Dir befahl, zu gehorchen, — aber Du schwiegst, — Du beugtest Dich noch einmal meinem Willen und einige Zeit nachher nahmst Du die Glückwünsche unserer Freunde entgegen, die Dir den Hof machten, weil Du mein Sohn und Deine Braut die Tochter ihrer Mutter ist. Wärst Du einer unserer Commis gewesen und hättest eine Putzmacherin oder eine Krämerstochter geheirathet, glaube mir, mein Sohn, nicht einer dieser vornehmen Herren und Damen hätte Dir die Hand gedrückt und Dir diese Complimente gemacht. Die Menschen achten uns nur, wenn die Welt uns achtet. Dies ist eine Wahrheit, die ich lange Zeit vorher schon gewußt hatte, ehe ich selbst in der Lage war, sie zu bethätigen, denn ich hatte sie an mir selbst erfahren, als ich noch arm war. Dich vor dieser De-

müthigung zu bewahren, war ich stets bestrebt. Alles, was ich that und noch thun werde, gilt dem einen Ende: meine Kinder, die Erben meines Namens einst so zurückzulassen, daß die Welt sie hochachtet, d. h. reich und angesehen. — Ist es nun noch nöthig, Erwin, Dir auf Deinen kindischen Wunsch, den Du vorhin ausgesprochen, zu antworten? Ich meine, nein, mein Sohn. Nach dem, was ich für Dich bereits gethan habe, wird es Dir nicht schwer werden, zu errathen, was ich noch in Zukunft für Dich thun werde, nämlich Alles, was in meinen Kräften steht, Dich zu überzeugen, daß kein Opfer zu groß sein darf, um sich und die Seinigen in den Kreisen zu erhalten oder, wenn möglich, noch über dieselben zu erheben, in denen man gewohnt ist zu leben, und sich durch Nichts, verstehst Du, durch gar Nichts von dem einmal betretenen Wege abbringen und in einen anderen Pfad drängen zu lassen, der zu Armuth, Demüthigungen aller Art und dem kalten Uebersehenwerden von allen denen führt, welchen wir einst gleich standen, und die sich um unsere Gunst und unseren Umgang bemühten." —

„Vater," unterbrach jetzt Erwin heftig den kalten Sophisten, welcher vor dem Sohne seine Ansichten von Welt und Menschen mit einer

Schamlosigkeit entwickelte, die diesem die Röthe des Zorns auf die Stirn trieb, „Du kannst wirklich glauben, daß ich um solcher elenden Rücksichten willen meinem Herzenswunsch entsagen werde, der mich über das Niveau dieser erbärmlichen Geldseelen hebt, die den Menschen nur nach seinem Gelde taxiren? Und, Vater, da Du selbst gestehst, wie jämmerlich diese Menschen sind, deren Complimente Du so hoch schätzest, deren Schmeicheleien Dir von Werth und deren Nichtachtung Dir schmerzlich sind, wie kannst Du mich für fähig halten, auch nur einen Blick auf diese kleinlichen Wesen zu werfen, die den Menschen im Menschen nicht sehen, die für elendes Silber im Stande wären, den Heiland selbst zu verrathen, — Vater, mit diesen Worten, die ich eben von Dir vernommen, hast Du Deinen Freunden, Deinem Stande, Dir selbst den Stab gebrochen!" — —

„Du irrst Dich, mein Sohn!" — unterbrach die kalte Stimme des Vaters die edle Entrüstung seines Sohnes. „Ich habe nur dem Dinge seinen rechten Namen gegeben, und wärst Du funfzig Jahre alt, anstatt zwanzig, Du würdest anders reden, als Du Dir jetzt in Deiner jugendlichen Hitze erlaubst. Diese „Geldseelen" sind ge-

rade diejenigen, welche das Getriebe der Welt leiten, sie fallen schwer in die Waage des öffentlichen Lebens, während Ihr edlen, erhabenen Phantasten ohne Geld, ohne Namen, ohne Ansehen Euer dünnes Bier trinkt und an Eueren Nägeln kaut, immer auf eine günstige Chance wartend, die Euch poussiren, Euch aus der Null, die Ihr seid, zu Etwas machen und Euch jenen geschmähten Wesen gleichstellen wird, die das Geld und damit auch die Macht haben! — O Ihr Thoren und Idealisten, wieviel Mühe gebt Ihr Euch, trotz Alledem und Alledem Euere Thaten, Euere Ideen, Euere Namen in die große Waagschale des Lebens zu werfen, wie ringt Ihr danach, die Güter, welche Ihr verachtet, das Ansehen bei den Leuten, die Ihr schmäht, eine Bedeutung in einer Welt zu erringen, über die Ihr Ach und Weh schreit! Ich bin so alt in ihr geworden, um hundert und hundert Beispiele der Art erlebt zu haben, um zu der Erkenntniß gekommen zu sein, daß trotz aller Poeten, Idealisten und Phantasten das Geld die einzige Wirklichkeit ist, nach der wir streben müssen, mit der wir die Zügel des großen Ganzen halten, das Ziel unseres Ehrgeizes, unserer Wünsche, der nervus rerum, kurz, Alles, Alles! — Zucke die Achseln über den kleinlichen Materialisten, lächle

in der Erhabenheit Deiner Welt- und Lebensanschauungen über den Geldmenschen, brüste Dich mit Deiner höheren Bestimmung, Deinem Bedürfniß nach Licht, nach Kunst, — ein Paar Jahre weiter, und Du wirst über Dich selbst lächeln, wie jetzt über mich, wirst über die Thorheit Deines Herzens spotten und der Materie ihr Recht einräumen, die Du jetzt aus der Welt verbannen willst! — Glaube mir, mein Sohn, was ich Dir schon einmal sagte: Ich dachte und sprach auch einst wie Du. Ich habe Vieles geopfert, um in den Besitz dieser Güter zu gelangen. Es ist ein dunkles Blatt in der Geschichte meines Lebens, das ich nicht gern aufschlage, um darin zu lesen, geschweige denn Anderen einen Blick in dasselbe zu gestatten, wär's auch mein eigenes Kind, — die Geschichte meiner Vergangenheit, welche mir die Macht des Geldes als eine unumstößliche Wahrheit vor die Seele führte und in mir den Wunsch, reich zu sein, zu einem verzehrenden Verlangen machte, vor dem alle Rücksichten schwiegen. Ich habe gethan, was nicht so leicht ein Zweiter an meiner Statt gethan hätte: ich habe die Ruhe meines Herzens, den Schlaf der Unschuld, den Frieden meines Gewissens dafür zum Opfer gebracht und bin reichlich dafür belohnt worden. Mein Name

wird jetzt mit Hochachtung genannt, meine Stimme gilt im Senat, meine Wechsel sind die gesuchtesten, ich habe schon den Triumph gehabt, die hausse und baisse der Börse zu leiten, — kurz, ich bin, was man einen angesehenen Mann nennt, vor dem sie sich in Demuth und Achtung verbeugt. Ob nun Kriecherei in dieser Demuth, Neid in dieser Achtung versteckt sind, was kümmert das mich? Ich bin kein Thor und kein Blinder. Ich weiß so gut, wie die es wissen, welche mir schmeicheln, daß, wenn ich heut' falle, mich morgen Niemand mehr kennt, daß mein Name an der Börse ebenso wenig mehr gilt, wie meine Wechsel, daß kein Einziger von all' meinen Freunden, welche heut' nicht wissen, wie sie mich von ihrer Achtung, Freundschaft und Dienstfertigkeit überzeugen sollen, mich kennen würde. Aber was schadet das? — Sie wissen, was ich von ihrer Freundschaft halte, und offeriren sie mir dennoch, eben weil sie mich brauchen. Ich brauche sie auch und deßhalb nehme ich ihre Freundschaft an. Das ist Lebensklugheit, mein Sohn, und keine Falschheit, wie Du denkst. Lerne sie bei Zeiten, damit Du sie hast, wenn Du sie gebrauchst!" —

„Ich werde diese feige Klugheit nicht brauchen," fiel Erwin abermals dem kalten Materialisten in die Rede, der das Gift seiner erbärm-

lichen Spekulation in die reine Seele des Jünglings träufelte, „ich werde dieser Kunst nicht bedürfen, zu der ich gar kein Talent besitze; ich habe eine edlere Kunst zu erlernen, bei welcher ich nicht eine Heuchelei empfangen und ausüben muß, vor der das stolze Selbstbewußtsein eines freien Mannes untergeht! Ich sage dies noch einmal, mein Vater, diese Philosophie ist nicht für mich oder, besser, ich bin nicht für sie geschaffen. Ich passe nicht zwischen diese Menschen, die ich nicht brauchen kann wie Du, und deßhalb bin ich auch nicht gezwungen, sie zu toleriren. Unsere Wege gehen sehr weit aus einander. Ich will Wahrheit und keinen Schein. Ich will Verdienst und keinen Reichthum. Ich will die Kunst und deßhalb brauche ich kein Geld! Lass' mich Dir noch einmal wiederholen, warum ich hier vor Dir stehe: Dich um Deine Erlaubniß zu bitten, meinen eigenen Weg gehen zu dürfen und die goldenen Fesseln zu zerbrechen, die meinem freien Geiste nicht zusagen!" —

Trotz der großen Selbstbeherrschung, in der Herr Voges Meister war, fühlte er doch eine leichte Röthe in sein Antlitz steigen bei dieser wiederholten Bitte seines Sohnes. Er hatte so lange gütig mit ihm geredet, wie noch nie. Er hatte ihm seine

Zwecke, seine Wünsche, sein Ziel vor die Seele geführt, er hatte ihm bewiesen, daß er ihrer bedürfe zur Realisirung seiner Hoffnung, welche er schon seit ihrer Geburt genährt. Er hatte ihm sogar von seinem eigenen Thun und Treiben gesprochen, von seiner Vergangenheit, deren er noch nie vor seinen Kindern Erwähnung gethan, hatte ihn ahnen lassen, daß ein dunkler Schatten, gleichviel ob von Unrecht oder Verbrechen, die Erinnerung daran trübte, die er sorgsam aus seinem Herzen zu verbannen strebte. Er hatte zu ihm gesprochen, nicht wie ein Vater dem Sohne, sondern wie ein Mann dem Manne gegenüber, hatte ihm einen Beweis von Vertrauen in die Reife seiner Ueberlegung gegeben, der ihn rühren mußte, hatte mit Gefühl und Ueberzeugung gesprochen, wozu er sich noch nie mit ihm die Mühe gegeben, ihm mit klaren, kurzen Worten gesagt, daß er nie, unter keiner Bedingung seinen Plan in Bezug auf ihn aufgeben würde, — und Erwin wiederholte trotzdem, nachdem er sich fast erschöpft hatte, diese Frage, welche ihm die Ausgeburt einer überspannten Idee, der Gedanke eines verrückten Phantasten zu sein schien.

Aber diese Regung ging nochmals vorüber. Herr Voges war zu schlau, um nicht zu fühlen, daß

er jetzt nicht heftig werden dürfe, wenn er nicht Alles verderben wolle. Er schaute mit einem Ausdruck von tiefem Kummer, der in Wirklichkeit seinem kalten Herzen fremd war, in das edle, ruhige Antlitz seines Sohnes und sagte mit einer so sanften Stimme, daß Erwin sich fragte, ob dies sein strenger, despotischer Vater sei, von dem er stets nur kurze, kalte Befehle erhalten hatte:

„Du betrübst mich, Erwin, und nebenbei verstehe ich Dich nicht! Nach Allem, was ich Dir gesagt, Dir anvertraut habe, noch immer diese fixe Idee, die nur ein hirnverbrannter Thor, aber nicht mein ruhiger, besonnener Sohn haben kann! — Wenn ich nicht in Deinen festen Zügen läse, daß es Dir Ernst mit diesem Wunsche ist, ich würde glauben, es mache Dir Spaß, mich zu necken, zu sehen, wie weit Du mit mir gehen kannst! — Aber leider ist dem nicht so, denn so wenig ich diese Respektswidrigkeit gut heißen würde, ich würde sie doch diesem ernsten Tone vorziehen, mit dem Du diese Bitte wiederholt hast. Lass' mich denn einmal hören, was Du Dir dabei denkst? Glaubst Du, in Deinem Alter wäre es etwas so Leichtes, eine Kunst zu erlernen, von welcher Du bisher nicht das Geringste verstanden hast? Glaubst Du, es sei so leicht in unserer Zeit, die so von Talenten wim-

melt, daß es wahrlich ein Verdienst ist, keins zu haben, sich einen Namen zu erwerben? Denn danach mußt Du streben, sonst würdest Du ein elender Farbenklexer und kein Künstler sein. Glaubst Du, weil Du ein Paar hübsche Skizzen entworfen, ein Paar Landschaften aufgenommen, ein Paar Portraits copirt hast, Du wärest damit ein Jünger Deiner Kunst, ein auserwählter Liebling derselben, der einen Beruf dazu in sich trägt, dem er folgen muß, und wenn auch das greise Haupt seines Vaters schneeweiß dadurch würde? — Glaubst Du, weil Du schöne Gemälde, berühmte Statuen, Meisterwerke der Kunst alter und neuer Zeit, gesehen hast und Deine Seele von Enthusiasmus dabei erglüht ist, Du brauchtest nur fortzugehen und einige Jahre auf einer Akademie zu studiren, um dann selbst ein Rubens, Michael Angelo, Raphael zu werden? Mein Kind, Talente giebt's in Unmassen, aber sehr wenig Genies. — Wer sagt Dir nun, daß Du eine solche Ausnahme bist und daß Du wirklich einen Genius in Dir trägst, der Dich schnell zu Ansehen, Ruhm und Reichthum führen, Deinen Namen unsterblich machen wird? Warte ein Paar Jahre und der Enthusiasmus wird verflogen, Du selbst wirst wieder nüchtern und vernünftig geworden sein! Du wirst dann den Fehlgriff einsehen, den zu begehen Du

im Begriffe standst, wirst Deinem Vater Recht geben, wenn nicht laut, doch im Stillen, dessen kalte Ueberlegung Dir jetzt vielleicht hart und ungerechtfertigt erscheint, den Du dann aber segnen wirst, weil er Dich von einem Schritt abgehalten hat, der Dich elend gemacht hätte, und nicht allein elend, sondern auch lächerlich und das ist das Schlimmste, mein Sohn! Ein wahrer Künstler darf nicht zweiundzwanzig Jahre seines Lebens in Glanz und Reichthum geschwelgt, nicht so lange auf den weichen Kissen der Ueppigkeit geruht, nicht genossen haben, was unsere bevorzugte Stellung uns zu genießen erlaubt, nicht von Schmeichlern umgeben gewesen sein, deren feines Gift uns unmerklich und unwillkürlich durchdringt, die uns von dem großen Werth nur zu sehr überzeugen, den wir in den Augen aller Welt haben, und wäre dieser auch noch so imaginär! Ein echter Künstler muß in einer harten, strengen Schule des Lebens seine Kräfte erprobt, seinen Charakter gestählt, sein Talent entwickelt haben, und wenn es sich dann noch als stichhaltig erweist, dann ist es das wahre und wird ihn weiter und weiter seinem Ziele zuführen. Er muß die Selbstverleugnung der Armuth, die Elastizität eines Geistes besitzen, der durch Entbehrungen aller Art von Kindheit an unwillkürlich auf das vorbereitet ist, was ihm

später, im Erlernen des Technischen und in praktischer Ausübung seiner Kunst nothwendig ist. Er muß arbeiten und entbehren, ringen und kämpfen können, muß sich im Staube der Demüthigung und Resignation heimisch fühlen, aber kein verwöhntes Kind des Reichthums, kein verzogener Liebling des Schicksals sein! — Dies letztere Alles bist Du, mein lieber Erwin. Du bist von Deinem ersten Athemzuge an daran gewöhnt, Dich selbst wie einen kleinen Prinzen zu betrachten, für den allein alles Schöne und Bequeme in der Welt geschaffen ist, und danach ist es nicht unnatürlich, daß Dir nun der Gedanke kommt, Du wärest zu einem berühmten Künstler geboren. Du hast in den zweiundzwanzig Jahren Deines Lebens eine Menge junger Männer aus den besten Ständen kennen gelernt. Sie hatten Pferde, Wagen, Bedienten, Alles, was Du auch hast und Viele sogar noch mehr und noch schönere als Du. So wie Gewohnheit die Fehler verschönt, so macht sie auch das Beste alltäglich und das Schönste gleichgültig. Du bist in Italien gewesen und hast dort die Kunstschätze bewundert. Was Wunder nun, wenn Du nach Deiner Heimkehr Dich nicht wieder in das Alltägliche finden kannst, daß Du meinst, Du müßtest nun selbst etwas ganz Apartes werden, das Dich vor jenen

jungen vornehmen Männern auszeichnet, die nichts weiter sind, als eben die Söhne reicher Eltern wie Du, und nun zu Deinem Vater gehen mit der Bitte, Dir zu erlauben, ein Künstler zu werden! Dir, mein Sohn, ist dieser Mißgriff zu verzeihen, denn Du bist jung und Enthusiast. Von mir aber wäre es eine unverzeihliche Schwäche, wollte ich Dir diese Erlaubniß geben, Dich die beschwerliche Laufbahn des Künstlers betreten lassen, auf der nur sehr Wenige an's Ziel gelangen, die Mehrzahl der Thoren aber, welche sie gehen, arm, elend, mit getäuschten Hoffnungen und schmerzlichem Verkanntwerden ringen, um sich am Ende gestehen zu müssen, daß sie selbst sich nur getäuscht haben, und endlich zufrieden sind, als elende Handwerker und Pfuscher eine kümmerliche Existenz zu suchen, und die traurigste Carrikatur, der erbärmlichste Abklatsch von dem berühmten Künstler werden, den einst zu werden sie sich berechtigt glaubten."

Ueber Erwin's blasses Antlitz hatte sich eine trübe Wolke gebreitet, während sein Vater sprach. Er hatte ihn bei seiner schwächsten Seite gefaßt: bei seinem eigenen Zweifel an seiner wirklichen Befurung zur Kunst. — Er hatte ihm ein Gemälde vor die Seele geführt, frisch, wahr und lebendig. Er hatte ihm einen Blick in eine so finstere Zu-

kunft eröffnet, daß er sein inneres Auge unwillkürlich davor schloß. Er fühlte, wie eine eisige Hand während der langen, verständigen Rede seines Vaters sich auf sein heißes Herz legte und dessen leidenschaftliches Klopfen dämpfte. Er fühlte, wie wahr jedes Wort, wie liebevoll diese Ermahnung und Warnung war, und für einen Moment sank ihm der Muth. Aber es währte glücklicherweise nicht lange, diese Skrupel waren ihm ja nicht neu. Er hatte sie schon oft in sich aufsteigen gefühlt, und diese waren es hauptsächlich gewesen, die ihn so lange hatten schweigen und einen Wunsch immer wieder niederkämpfen lassen, der doch nicht zu ertödten gewesen war. In dieser Stunde freilich, welche die Entscheidung seines ganzen Lebens in sich trug, von den Lippen seines Vaters gesprochen, mild, ernst und eindringlich, verfehlten sie ihre Wirkung nicht. Aber es bedurfte nur einer Pause von wenigen Minuten, um die finstere Wolke zu zerstreuen, die sich auf sein Herz gelagert und seinen Blick getrübt hatte. Selbst der feine Menschenkenner, der in jedem Antlitz zu lesen gewohnt war, hätte ihren Schatten nicht gesehen. Er antwortete daher fest und ruhig:

„Ich danke Dir aufrichtig für Deine Sorge und Liebe, Vater. Ich kann nicht umhin, Dir in

Allem Recht zu geben, was Du mir eingewendet hast; ich habe mich selbst unzählige Male in ähnlicher Weise gefragt und geprüft, ob ich den Muth haben würde, alle Entbehrungen zu ertragen und allen Widerwärtigkeiten zu trotzen. Ich habe viel darum gelitten und meinen Muth oft sinken gefühlt. Aber es war nur eine momentane Schwäche. Diese Zukunft, die Du mir im trüben, wenn auch wahren Bilde gezeigt hast, däucht mir leicht zu ertragen im Vergleich mit derjenigen, die meiner wartet, wenn ich der Kunst entsage, welcher ich mein Leben weihen will, und es mit Zahlen, Rechnen und Spekulation ausfülle, zu denen ich weder Lust noch Fähigkeit habe. Ich will den weichen Pfühl des Reichthums, die üppige Existenz des vornehmen Mannes gern mit der mühevollen, aber lohnenden Laufbahn des Künstlers vertauschen, dem das Bewußtsein, so viel geopfert zu haben, schon ein er, hebender Gedanke sein muß und der in der Kraft-mit welcher er alle Hindernisse überwindet, den beßten Beweis seiner wirklichen Berufung erblicken kann. Lass' mich also nicht umsonst so bittend vor Dir stehen, Vater, das Glück meines Lebens hängt an dieser Stunde und wenn Du so liebevoll für mich gesorgt und gestrebt hast, so lange ich selbst

es nicht konnte, so vollende jetzt Dein Werk und gieb mich frei!" —

Herr Voges biß die Lippen fest auf einander. Sein Blut begann zu sieden, es dunkelte vor seinen Augen. Aber noch einmal faßte er alle Gewalt zusammen, die er über sich besaß, und sagte so ruhig, wie es ihm möglich war, obgleich schon ein leises Vibriren seiner Stimme bemerklich wurde:

„Du bist sehr trotzig, Erwin, aber ich vergebe es Dir. Jugend hat nun einmal keine Tugend! Trotz all' meiner Gegengründe, deren Richtigkeit Du zugiebst, bestehst Du auf Deiner Forderung! Und denkst Du auch an Alicia, an die heiligen Pflichten, die Du ihr gegenüber übernommen hast? Wird sie die Gattin eines Phantasten werden wollen, der statt Alles dessen, worauf sie Anspruch machen kann, ihr nichts weiter zu bieten hat, als seine Pinsel und Farbentöpfe? Denkst Du an ihre stolze Mutter, die nie die Hand ihrer Tochter in die eines solchen Narren legen würde? Denkst Du an die Schande, der Du das unschuldige Mädchen preisgiebst, das Dich liebt und auf Dich hofft; an das spöttische Lächeln, das sie sehen, an die Sarkasmen, die sie hören wird, wenn es erst bekannt geworden, daß der Sohn des Senators Voges „unter die Maler" gegangen ist? Du selbst bist ja schon so

erhaben, daß Dich weder Mitleid noch Spott treffen können, Du stehst ja auf einem solchen exquisiten Standpunkt, daß Du mit Bedauern auf alle Diejenigen herabblickst, welche nicht auch gleich Dir Pinsel und Palette ergreifen und die Welt mit ihren jämmerlichen Productionen überschwemmen. Aber sie! Hast Du an ihre Zukunft gedacht? Wird sie Dein Weib werden wollen, werden können? Der lächerliche Gegenstand aller Augen und aller Zungen kann ihr doch nie ein wünschenswerther Gemahl, ihrer Mutter ein erfreulicher Eidam werden. O, Erwin, es spricht sich so leicht aus, was Du mir vorgetragen hast, und ist so schwer auszuführen! Gehe heim, Erwin, heut' noch, gleich! Ueberlege es noch einmal mit Ernst, überdenke Alles, was ich Dir gesagt habe, lass' Deinen Trotz bei Seite und vergiss' nicht, daß Dein Vater nicht umsonst so alt in der Welt geworden ist, um nicht zu wissen, was er sagt und thut. Komm' morgen, in ein Paar Tagen, ein Paar Wochen wieder! Sage mir dann Alles, was Du mit Dir selber berathen hast und ich hoffe von meinem verständigen Sohne, daß er die Unmöglichkeit der Erfüllung dieser Bitte eingesehen haben und seinem Vater Recht geben wird!"

Mit diesen Worten erhob sich Herr Voges, um

anzudeuten, daß er für heut' diese Unterredung für beendigt halte. Aber Erwin bewegte sich nicht von seinem Platz. Seine Augen ruhten jetzt so fest, so entschlossen auf seinem Vater, daß dieser bald einsah, es sei noch nicht Alles zu Ende.

„Höre mich noch einen Augenblick an," sagte er mit einem Blick, der zu sagen schien: „Du mußt mich hören! Ich muß diese Sache heut' noch zur Entscheidung bringen, jetzt, in dieser Stunde noch! Morgen, übermorgen, in ein Paar Tagen oder Wochen! Vater, diese Stunde kommt nie wieder! Ich gehe nicht fort! Wer weiß, was an einem anderen Tage störend zwischen uns tritt, was der morgende Tag bringt! — Alicia weiß Alles! Sie hat mir vergeben, wenn auch mit Thränen, das arme Kind! Mein Wille war's ja auch nicht, daß sie sie weinen sollte, denn damals, da ich ihre Hand ausschlug, war mein Entschluß schon gefaßt; damals hätte ich so fest bleiben sollen, wie ich heut' bleiben werde! Sie wird viel leiden um mich, ich weiß es. Ich habe ihr Alles gesagt, denn ihr mußte ich mich zuerst entdecken. Was ihre Mutter sagen wird, gilt mir gleich, ebenso der Spott und das Mitleid der Welt. Darin hast Du wiederum Recht. Vergieb mir, mein Vater, wenn ich trotz all' der Gegengründe bei meiner Bitte beharre.

Ich wiederhole sie, aber zum letzten Male: Gieb mich frei!" —

„Und wenn ich Dir nun abschlüge?" antwortete Herr Voges, jetzt kaum mehr im Stande, seinen Zorn zu beherrschen. —

„Dann, mein Vater, — würde es mich schmerzen, aber meinen Entschluß nicht ändern!" —

Bei diesen Worten, mit einer so festen Stimme gesprochen, daß Herr Voges sich unwillkürlich nach dem Sprechenden umwandte, erhob sich Erwin. Seine zarte, kaum mittelgroße Gestalt schien zu wachsen, seine Haltung hatte viel Imponirendes und Stolzes und seine Züge, kalt und fest wie Granit, drückten einen so eisernen Willen, eine so unbeugsame Consequenz aus, daß der lang unterdrückte Zorn seines Vaters nun nicht länger zu bemeistern war. Seine Fassung war verschwunden, seine Ueberlegung war dahin. Ohne zu beachten, daß die Commis und Buchhalter im Comptoir nebenan Alles hören könnten und dies Aergerniß sich dadurch blitzschnell verbreiten würde, rief er mit einer Donnerstimme:

„Das wagst Du mir zu sagen? Mir, Deinem Vater, Du undankbarer Sohn? Also Du willst mir trotzen und entblödest Dich nicht, mit frecher Stirn vor mir zu stehen und mir offen den Ge-

horsam zu verweigern? Ich bin doch wahrhaft begierig, wer von uns Beiden der Stärkere ist! — Versuche es einmal, mir gegenüber Deinen Willen zu behaupten, Knabe! Ich werde diesen Willen zu brechen, diesen Trotz zu bezwingen verstehen! Du sollst meine Wege nicht durchkreuzen, meine Hoffnungen nicht zu Schanden machen! Ich habe Geduld genug gehabt, nun ist sie erschöpft! Fort aus meinen Augen! Augenblicklich geh' in's Comptoir, zu Deiner Arbeit! Ich werde Schulz beauftragen, streng auf Dich zu achten, keine Rücksicht auf den Sohn seines Herrn zu nehmen, Dich zu behandeln, wie den geringsten seiner Schreiber, damit Deine überspannten Ideen Dir vergehen, welche die Langeweile in Deinem schwachen Gehirn erzeugt hat! Fort, sage ich nochmals, und ohne Verzug!" —

Erwin wandte sich zum Gehen, ohne ein Wort zu erwiedern. An der Thür des Arbeitskabinets aber besann er sich. Er schaute noch einmal auf seinen Vater zurück, der mit zorngerötheten Wangen und blitzsprühenden Augen dastand, athemlos keuchend.

„Ich werde gehen!" sagte er sehr ruhig, „aber nicht in's Comptoir. Ich werde meine Arbeit beginnen, aber nicht die, welche Schulz mir giebt.

Ich bin mündig und bedarf Deiner Erlaubniß nicht. Willst Du mir nicht mit Güte meine Bitte gewähren, die ich Dir demüthig wie ein Kind vorgetragen habe, wohlan, so bedarf ich Deiner Einwilligung nicht. Ich verlange nichts von Dir, obgleich ich wenigstens einen Theil meines mütterlichen Erbguts von Dir verlangen könnte, keinen Heller Deines mühsam und, wie ich fürchte, unedel erworbenen Guts. Ich werde arbeiten und mich durchschlagen, Gott weiß wie! Aber ich werde es thun! Von heut' an hast Du nur noch einen Sohn. Der „undankbare" Sohn geht und kommt nicht wieder, bis Du ihn selbst wieder rufst. Lebe wohl!" —

Und ohne einen Blick auf den Vater zurückzuwerfen, der sprachlos vor Zorn, Ueberraschung und tausend widerstreitenden Gefühlen in der Mitte des Zimmers stehen geblieben war, dessen Thür sich öffnete und schloß, — war Erwin verschwunden. —

— Ein schrecklicher Fluch, der auf die Lippen des nun allein gelassenen Vaters trat, folgte der verschwundenen Gestalt und den verhallenden Tritten desselben. Dann wurde es still im kleinen Arbeitszimmer und Herr Voges ging mit fest auf einander gebissenen Lippen und zornsprühenden Lippen auf und nieder. —

Drinnen im Comptoir hatten einige Ohren zu viel gehört, einige Augen gesehen, was sie nicht hätten sehen sollen: den Sohn ihres Principals, bleich wie der Tod, durch das weite Gemach schreitend, ohne sich zwischen sie zu setzen und zur Feder zu greifen, wie er sonst zu thun pflegte.

Die Diener des Hauses Voges wußten bereits, daß der Sohn ihres Chefs fortgegangen war, um nicht wieder zu kommen, ehe dieser noch selbst es glauben konnte und in der Verwirrung und dem Aufruhr seines ganzen Wesens den schrecklichen Gedanken klar auszudenken vermochte: daß Erwin für die Firma verloren und damit ein großer Theil einer so gelungenen Spekulation zerstört sei! —

Siebentes Kapitel.

Es war am Abend dieses verhängnißvollen Tages, als Alicia allein in ihrem Zimmer saß. Die Sonne spielte durch die grünbelaubten Zweige der Bäume, die fast noch nichts von dem Blätterschmuck des Sommers verloren hatten, und warf spielende Lichter auf den glatten, parquettirten Fußboden.

Das junge Mädchen sah sehr blaß und abgespannt aus. Sie hatte sich mit großer Mühe von einer Spazierfahrt frei gemacht, welche ihre Mutter unternommen und bei welcher sie ihre Gesellschaft gewünscht hatte. Sie schützte Mattigkeit in Folge der durchschwelgten Nacht vor und Madame Barry hatte sie mit einer schwachen Liebkosung und der Ermahnung, sich so gut wie möglich auszuruhen, verlassen.

Beatrix saß schweigend und so fleißig, wie immer im Nebenzimmer, dessen Thüren offen standen.

Alicia's zarte, durchsichtige Hände ruhten matt auf ihrem Schooß. Ihr feiner Kopf, von den dichten, blonden Locken eingerahmt, war etwas auf die Seite geneigt, ihre blauen Augen hatten einen Ausdruck der tiefsten Schwermuth. Wie sie so da saß, regungslos, mit den unbewegten Zügen, den großen weit geöffneten Augen, die vor sich in's Leere blickten, in den feinen, weißen Mousseline wie in transparente Nebel gehüllt, hätte man sie eher für eine Büste von Marmor, als für ein lebendes, fühlendes Wesen halten können. Aber sie lebte und fühlte und dies Gefühl war tiefes Weh. Sie wußte, jetzt war Alles entschieden! —

Sie kannte Erwin's Festigkeit und er hatte ihr gesagt, daß er um Mittag mit dem Vater sprechen wolle. Hatte er diesen wirklich gesprochen? Konnten nicht hundert unvorhergesehene Hindernisse dieser Unterredung entgegengetreten sein und sie verschoben haben? Und wenn nicht, was war das Resultat derselben?

Alicia's Herz zog sich schmerzlich zusammen. Sie wußte, daß es kein gutes sein konnte. Aber sie tadelte den Geliebten nicht. Mochte kommen,

was wollte, sie schaute mit derselben Liebe und Verehrung zu ihm empor, wie immer. Sie hatte das Kreuz auf ihre schwachen Schultern genommen nach reiflichem Ueberlegen. Jetzt mußte sie es tragen, so lange sie konnte. Was dann kam, lag in Gottes Hand! —

Nur vor ihrer Mutter graute ihr, wenn sie bedachte, was diese stolze, berechnende Frau sagen würde, morgen, übermorgen — denn länger konnte es ihr ja nicht verborgen bleiben. Sie, ihre Tochter, die sie reich, angesehen, beneidet und bewundert in der Welt dastehen sehen wollte, sie sollte die Braut eines armen Künstlers sein, sein ungewisses Loos, seine dunkle Zukunft theilen? Sie zagte, wenn sie bedachte, daß ihre Mutter nun Alles aufbieten werde, dies verhaßte, ja lächerliche Band zu lösen, denn daß sie es als solches von der Stunde an, in welcher sie Kenntniß von Erwin's Plan erhielt, betrachten werde, daran zweifelte sie keinen Augenblick. Wie würde sie, das schwache Mädchen, an Gehorsam und Unterwürfigkeit gewöhnt, Kraft und Energie genug finden, dieser harten Mutter zu trotzen? Und dennoch durfte, konnte sie ein Band nicht lösen, das ihr heilig und ehrwürdig, das ihr unerläßlich zum Weiterleben war! Leben ohne ihn! Dieser Gedanke

war für sie schon ein Abgrund voll Schmerz und Weh, aber leben ohne die Hoffnung, einst, nach Jahren vielleicht, aber doch endlich ihn wiederzusehen und dann in seinem Besitz Ersatz für alles Erlittene in seiner Liebe und der Bewunderung seiner herrlichen Schöpfungen zu finden, — diesen Gedanken vermochte sie nicht auszudenken.

„Nein," sagte sie halblaut, „lieber sterben, jetzt, gleich!" —

Ein leises Klopfen an der äußeren Thür ward hörbar. Beatrix ging, zu sehen, wer da sei. Sie kam gleich darauf mit einem zierlichen Billet wieder, das sie dem jungen Mädchen überreichte.

Mit einem leisen Schrei fuhr dieses auf, als es den Brief gewahrte.

„Gieb her!" sagte sie mit einer so gepreßten Stimme, daß Beatrix sie erschrocken ansah.

„Vom Herrn Erwin!" sagte sie, ihn triumphirend in die Höhe haltend. „Da werden Sie doch wieder heiter werden, liebes, liebes Fräulein!" —

Alicia antwortete nicht. Sie erbrach hastig das Siegel und las:

„Es ist Alles vorüber, liebste Alicia, ich habe mit dem Vater gesprochen und das Resultat war, wie ich es erwartete. Ich habe ihn und sein Haus für immer verlassen. Ich nehme nichts mit mir als seinen Fluch,

eine Kleinigkeit an baarem Gelde, das ich als Taschengeld besitze, das Nöthigste von meiner Garderobe, ein Paar Bücher und das Album mit meinen Skizzen. Ich gehe heut' Nacht mit dem Courierzug nach Düsseldorf auf die Akademie. Von dort aus schreibe ich Dir, sobald ich etwas Näheres weiß. Wie ich mich durchbringen werde, mag Gott wissen, aber ich fürchte mich nicht. Ich habe ja etwas gelernt und da kommt man schon fort. Das Schlimmste ist überstanden. Ich bin froh, endlich so weit zu sein. Mir ist wie einem Gefangenen, der aus einem goldenen Käfig entsprungen ist, wo er, mit den kostbarsten Kleidern geschmückt und mit den theuersten Leckerbissen ernährt, Jahre des Elends verschmachtet hat und nun nackt und arm, aber frei in Gottes schöne Welt hinausläuft. Von meinem Vater will ich nichts. Ich werde sein Haus nicht eher wieder betreten, als bis ich die Augen vor ihm aufschlagen und sagen kann: „Sieh', das bin ich durch mich selbst und nicht durch Dein Geld geworden!" Aber dazwischen liegt noch eine lange, schwere Zeit, besonders für Dich, mein armes Kind! Und nun noch ein Wort, liebe Alicia, das ich wahr und ehrlich meine. Auch Du bist frei, wenn Du willst! Ich stelle es Dir noch einmal, zum

letzten Male anheim! Willst Du dem verstoßenen Sohne, dem überspannten Phantasten, dem armen Künstler treu bleiben, so segne Dich Gott! Bangt Dir aber für Deine Zukunft, deren Dunkel oder Licht nicht von mir abhängen, fürchtest Du den Zorn Deiner Mutter, den Spott der Welt, — fürchtest Du, daß Deine schwache Gesundheit diesen Stürmen nicht gewachsen sein könnte, — dann bist Du frei und ich werde doch den Segen des Himmels auf Dein unschuldiges Haupt herabrufen! — Wenn es heut' Abend dunkelt, werde ich in dem kleinen Strohpavillon hinter Euerem Hause sein. Du liebst ihn, wie ich weiß, und wir haben dort manche schöne Stunde in traulichem Zusammensein verbracht. Willst Du dann auch dort sein und mir Deine Entscheidung und ein Lebewohl sagen? Erwin." —

Als die Schatten des frühen Herbstabends auf die Erde herabsanken und die Kronen der alten Eichen und Buchen des Parks im scheidenden Tageslicht noch dunkler aussahen, als sonst, hüllte Alicia sich in einen langen schwarzen Burnus, dessen weite Falten die zarte Gestalt fast verbargen, und schlüpfte rasch und geräuschlos aus dem Hause. Kein Mensch merkte diesen seltsamen Ausgang, den sie um diese Zeit nie machte, da sie den Thau des Abends scheute.

Madame Barry war eben erst heimgekehrt und hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, um auszuruhen von den Strapatzen des Tages. Die Dienerschaft trieb sich hier oder dort umher und nur die treue Beatrix hatte das seltsame Thun ihrer jungen Herrin bemerkt, die, nach Lesung des Briefs, anstatt heiterer zu werden, nur noch trüber geworden war.

Sie hatte bemerkt, wie eine rastlose Unruhe sie seitdem ergriffen, wie sie unzählige Male an's Fenster getreten war und nach der Sonne geblickt hatte, die allmählich hinter den Baumwipfeln des Parkes untersank; wie sie wiederholt nach der Uhr gesehen und gefragt hatte, ob es noch nicht Abend werden wolle. Dann hatte sie sich wieder an's Fenster gesetzt oder in die weichen Kissen des Sopha's gelehnt, aber nur, um sogleich wieder aufzustehen und im Zimmer umherzuwandeln. —

Plötzlich war sie in der Mitte desselben stehen geblieben, hatte beide Hände an die Stirn gedrückt und nachgedacht. Dann war sie in ihr Toilettenzimmer gegangen und nach einiger Zeit mit einem Kästchen von schwarzem Sammet mit silbernem Schloß, das Beatrix sehr wohl kannte und den werthvollsten Schmuck ihrer jungen Herrin enthielt, wieder herausgekommen. Dies Kästchen hatte sie

nun eingewickelt und sorgsam in ihren Busen verborgen.

Als endlich völlige Dämmerung eingetreten war, hatte sie sich in den großen, weiten Umhang gewickelt und war in den Garten hinabgegangen, so geräuschlos und schnell, als fürchte sie, von Jemanden gehört oder gesehen zu werden. In den breiten Kieswegen, die von dem Garten in den Park führten, war die flüchtige Gestalt ihren Blicken verschwunden. —

„Gott behüte uns!“ seufzte die alte Frau mit ernstem Kopfschütteln und besorgt die Hände faltend, „was geht hier vor? Was hat nur das arme Kind? Wenn das gut geht, — so ist es ein Wunder Gottes!“ —

Während sich die treue Dienerin den Kopf fast zerbrach, das seltsame Wesen Alicia's zu errathen, schritt diese, so schnell sie vermochte, dem wohlbekannten Pavillon zu, dessen gelbes Strohdach ihr schon von Weitem durch die dunklen Baumstämme entgegenschimmerte.

Ihr Herz klopfte stürmisch, ihre Wangen glühten, trotz der kühlen Abendluft. Sie wußte, es war zum letzten Mal, daß sie Erwin sehen, zum letzten Mal für lange, lange seine Stimme hören würde, die sie so sehr liebte, jene tiefe, so-

nore Stimme, die so ernst klingen konnte und doch so gütig, wenn er mit ihr sprach. Sie wußte, daß sie noch einen Moment leben, noch ein Paar Augenblicke glücklich sein durfte. — Was dahinter lag, daran wollte sie jetzt nicht denken. Sie wollte ihn zum letzten Male sehen und ihm sagen, daß nur der Tod sie frei machen könne von einer Verbindung, in welcher sie das Glück ihres Lebens gefunden und einst, wenn es Gottes Wille sei, wieder finden würde! —

Erwin empfing sie schon an der Thür des Pavillons. Es war gegen zehn Uhr, als sich diese wieder öffnete und Erwin das zitternde, junge Mädchen nach ihrer Wohnung heimgeleitete. Was sie dort, in der heiligen Stille des Abends, allein, unter Gottes Augen mit einander geredet, mag auch die Stille der Nacht bedecken. —

Alicia hatte ihm das Kästchen mit dem schwarzen Sammetüberzug und den silbernen Schlössern gegeben und ihn gebeten, es von ihr anzunehmen. Es enthielt, außer dem kostbaren Brautschmuck vom gestrigen Abend, die werthvollsten Juwelen, die sie vorher besessen hatte.

„Für mich sind sie werthlos," hatte sie ihm ganz einfach gesagt, „ich würde sie doch nicht eher wieder tragen, als bis Du zu mir kommst, mich

zu holen, Dir aber können sie von Nutzen sein. Nimm sie und verkaufe sie, wenn Du Geld brauchst. Sie sind von großem Werth. Ich werde es als einen Beweis Deiner Liebe ansehen, wenn Du sie annimmst und verwerthest, als den letzten Beweis, den Du mir für lange Zeit zu geben im Stande sein wirst! — " —

— An der Thüre ihrer Wohnung nahmen sie Abschied von einander, einen kurzen, kaum minutenlangen Abschied. Erwin liebte es nicht, die Gefühle auf die Spitze zu treiben. Er nahm sie noch einmal zärtlich in seine Arme und drückte einen langen Kuß auf ihre blassen Lippen. —

„Gott behüte Dich, mein theures Kind," sagte er, „und gebe Dir Kraft zum Ertragen!" —

Dann ging er langsam, aber festen Schrittes fort. —

„Erwin, Erwin!" schluchzte Alicia, als die Gestalt ihres Geliebten an der Biegung des Wegs verschwand. Aber er hörte sie nicht mehr. —

„Gott segne ihn und stehe mir bei!" flüsterten ihre zitternden Lippen, so leise, als säuselte der Nachtwind durch die Blätter, die bald die Stürme des Herbstes abreißen und in der grauen Luft umherwirbeln würden. — Um Mitternacht, als der Courierzug nach Cöln abfuhr, saß Alicia noch an=

gekleidet in ihrem Schlafzimmer. Sie hatte befohlen, sie allein zu lassen, und aus der Tiefe ihres liebenden Herzens folgte ihm ein Gebet, so rein und aufrichtig, daß es ein Engel gewiß zum Throne Gottes hinauftrug: — ein Gebet um Segen für ihn!

Ende des ersten Bandes.

gesteckt in ihrem Schlafzimmer. Sie hatte befohlen, sie allein zu lassen, und aus der Tiefe ihres liebenden Herzens folgte ihm ein Gebet; so rein und aufrichtig, daß es ein Engel gewiß zum Throne Gottes hinauftrug: — ein Gebet um Segen für ihn!

Ende des ersten Bandes.

In demselben Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Bulgarin, Memoiren. Aus dem Russischen übersetzt von E. v. Reinthal und H. Clemenz. 3 Bde. gr. 8. Preis 3 Thlr.

Die „Königsberger Zeitung" 1860 Nr. 59 sagt über dies höchst interessante Werk des berühmten Verfassers: „Das Leben des russischen wirklichen Staatsraths Thaddäus v. Bulgarin ist ein sehr bewegtes und so reiches, daß die Lektüre desselben jeden Gebildeten von der ersten bis zur letzten Seite gleich fesselt. B. 1789 in Litthauen geboren, Sohn eines unter Kosciuszko gefallenen Polen, kam 1798 in's Kadettenhaus nach Petersburg, trat 1805 in russische Dienste, mußte aber 1810 dieselben quittiren, machte mit den Franzosen den Feldzug in Spanien und 1812 in Rußland mit und kehrte, dort von den Preußen gefangen, 1814 nach Warschau zurück. Später studirte er in Petersburg die russische Sprache, um als Literat auftreten zu können, wurde Gründer der „Nordischen Biene" 2c. — kurz einer der vortrefflichsten Schriftsteller Rußlands. Seine Memoiren aber, die weit über Rußland hinaus ein großes Interesse haben, schildern ein nicht unbeträchtliches Theil Weltgeschichte mit der feinsten Beobachtungsgabe und geben uns dazwischen auch die wechselvollen Schicksale seines eigenen thatenreichen Lebens."

In den „Literarischen Mittheilungen aus St. Gallen" 1861 Nr. 63 heißt es: „Das Buch ist höchst unterhaltend, und namentlich ist darin polnisches Leben mit einer Lebendigkeit des Colorits dargestellt, welches schwerlich zu übertreffen sein dürfte. Außerdem besitzen diese Denkwür-

digkeiten, falls man sie mit der gehörigen Vorsicht gebraucht, auch historischen Werth, indem sie für die Geschichte der erwähnten Epoche viele pikante Züge beibringen, einige wichtige sogar."

Cherbuliez, V., Ein Pferd des Phidias. Plaudereien aus Athen. Aus dem Französischen von Ida Steinmetz. Mit einer Abbildung. gr. 8. Preis 1 Thlr.

Im „Deutschen Museum" von Prutz 1861 Nr. 34 läßt sich ein Recensent folgendermaßen aus: „Das Original erschien in Genf unter dem Titel: „A propos d'un cheval. Causeries Athéniennes"; der Verfasser, von dem auch das „Deutsche Museum" vor Jahren einen interessanten Aufsatz über „Eine neue Jungfrau von Orleans" brachte (1858, 1, 273 fg.), stammt aus einer alten genfer Patricierfamilie und lebt gegenwärtig, wenn wir recht berichtet sind, als Professor in Zürich. Er ist ein feiner sinniger Kopf, von umfassender Gelehrsamkeit und einem lebhaften Gefühl für das Schöne und die Bedingungen seines Wesens. Alle drei Eigenschaften, die feine und liebevolle Beobachtung sowol wie die umfassende Gelehrsamkeit und das ausgebildete ästhetische Gefühl, finden sich auch in diesem kleinen Buche wieder, welches, anknüpfend an ein noch jetzt auf der Akropolis von Athen enthaltenes, zwei Reiter darstellendes Bruchstück von dem innern Friese an der Westseite des Parthenon, in der Form eines platonischen Dialogs zunächst das Ideal eines antiken Pferdes, sodann die Frage nach dem Ideal der bildenden Kunst überhaupt behandelt. Zwischen diese Kunstgespräche schlingt sich wie ein Blumenkranz um altes Trümmerwerk ein kleiner Roman, der, so flüchtig der Verfasser ihn auch nur skizzirt hat, dennoch durch Schärfe der Charakteristik und Liebenswürdigkeit der Darstellung fesselt. Ueberhaupt ist Liebenswürdigkeit der eigentliche Charakter des Buches und wird dasselbe daher auch von solchen mit Vergnügen gelesen werden, die sonst den Ernst archäologischer und ästhetischer Untersuchungen scheuen. Die Uebersetzung ist leicht und fließend, nur die hier und da eingestreuten Verse lassen

eine nachbessernde Hand vermissen. Eingeleitet wird das Buch durch ein kurzes Vorwort des trefflichen Göttling in Jena, worin er dasselbe als „eine der anmuthigsten Erscheinungen in der neuen französischen schönen Literatur bezeichnet, aus welcher es wie eine grüne Oase aus dem Sande poetischer Liederlichkeit hervortritt.“ Ein solches Wort aus solchem Munde macht denn freilich jede weitere Empfehlung überflüssig“.

Cherbuliez, V., Graf Kostia. Roman. In's Deutsche übertragen von Theodor Wellauer. 2 Bde. kl. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

In der „Europa-Chronik“ 1864 Nr. 47 heißt es: „Ein bizzarres, wenn auch mehrfach schon benutztes Thema, die Geschichte eines Mädchens, das vom Vater als Knabe verkleidet und erzogen wurde. Die Schöne ist dadurch ein Wildfang geworden, aber die Liebe zähmt sie und sie wird schließlich eine musterhafte Frau. Die Hauptpersonen sind Russen und der Roman trägt das Colorit, das man im Westen für russisch hält: despotische Laune der Starken, Verstockung der Schwachen, Leibeigenschaft, Knute u. s. w. Die französische Behandlung dieser Stoffe ist so geschickt und die deutsche Uebersetzung so gelungen, daß sich die beiden Bände ganz gut lesen.“

O. Janke's „Deutsche Roman-Zeitung“ 1865 Nr. 1 bespricht diesen Roman auf's Anerkennendste wie folgt: „Der berühmte Verfasser hat in diesem neuesten Roman ein Meisterwerk psychologischer Zeichnung geschaffen, das durch spannende, oft überraschende Handlung an Wirkung gewinnt und mit dem romantischen Schauplatze, einer alten Felsenburg am Rhein, ganz im Einklang steht. Es ist ein Nachtstück düsterster Art, nur zuweilen durch hellere Lichter durchblitzt, im Hauptcharakter, dem leidenschaftlichen, dämonischen Grafen Kostia, an Byron's Manfred erinnernd, darin aber bevorzugt, daß die Ausgangskatastrophe alle Betheiligten zur Versöhnung und zum Glücke führt. Pikanterien und Frivolitäten französischer Art finden sich im ganzen Werke

nicht, solcher Mittel bedarf der geistvolle Verfasser nicht, um die Leser zu fesseln. Die Ausstattung entspricht dem altbewährten Rufe der Verlagshandlung".

Roderich, M., St. Helena. Historischer Roman. 2 Bde. 2. Aufl. gr. 8. Preis 1 Thlr.

Die Trefflichkeit dieses Romans wird von einem Kritiker der „Erheiterungen" 1857 Heft 13 mit den Worten anerkannt: „Ein Roman in Briefen, welcher die Gefangenschaft Napoleon's I. auf jener Insel im Weltmeere behandelt, worin auf geistvolle Weise alles Thatsächliche zusammengestellt ist, was nur die frühere Literatur (vor Sir Hudson Lowe's eigenen Denkwürdigkeiten) über die denkwürdige Zeit bietet, wo der entthronte Feldherr auf dem einsamen Eiland den vielfachen Angriffen der Unthätigkeit, der Chicanen, der Reflexion über sich selbst und seine Vergangenheit, der Reue, der Langeweile und der organischen Krankheit, die er mitgebracht hatte, erlag. Der Gedanke, alle Einzelnheiten des Aufenthalts des großen Gefangenen von Plantation-House und Longwood in Form von Briefen und Tagebüchern Anderer zu schildern und ebenso alle Ereignisse aus dem Kreise der früheren Tafelrunde und persönlichen Umgebung des Kaisers, sowie die Schicksale der hervorragendsten Mitglieder seiner Familie (u. A. auch die bekannte Flucht des Generalpostmeisters Lavalette aus seinem Kerker und dessen spätere Schicksale) zu erzählen, ist mit Geist und Geschick durchgeführt, und so bietet das Buch, das einer anerkannt tüchtigen Feder entflossen ist, einen in hohem Grade fesselnden und belehrenden Roman, dessen Verdienste auch die nothwendig gewordene zweite Auflage gebührend bethätigt hat, und das wir daher der Aufmerksamkeit unserer Leser auf's Wärmste empfehlen".
